

AUGUST SCHLEICHER

UND DIE

SLAWISCHEN CONSONANTENGRUPPEN.

EIN BEITRAG

ZUR NEUESTEN GESCHICHTE DER INDOEUROPÄISCHEN SPRACH-
FORSCHUNG ÜBERHAUPT UND DER SLAWISCHEN INSBESONDERE

VON

MARTIN HATTALA.

Nos qui sequimur probabilia, nec ultra quam
id, quod veri simile occurrerit, progredi pos-
sumus, et refellere sine pertinacia et refelli
sine iracundia parati sumus.

CIC. Tusc. 2, 2, 5.

PRAG 1869.

H. CARL J. SATOW.

L. nel. 534

t

Hattala

<36624607670016

<36624607670016

Bayer. Staatsbibliothek

AUGUST SCHLEICHER

UND DIE

SLAWISCHEN CONSONANTENGRUPPEN.

EIN BEITRAG

ZUR NEUESTEN GESCHICHTE DER INDOEUROPÄISCHEN SPRACHFOR-
SCHUNG ÜBERHAUPT UND DER SLAWISCHEN INSBESONDERE

VON

MARTIN HATTALA.

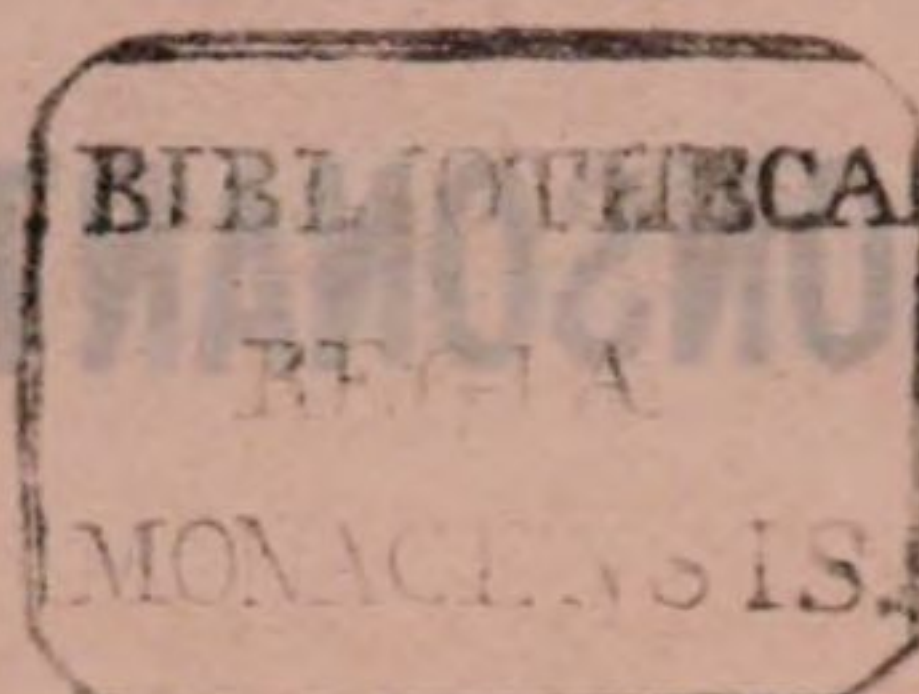
Nos qui sequimur probabilia, nec ultra quam
id, quod veri simile occurrerit, progredi pos-
sumus, et refellere sine pertinacia et refelli
sine iracundia parati sumus.

CIC. Tusc. 2, 2, 5.

PRAG 1869.

H. CARL J. SATOW.

AUGUST SCHULZ



Ein Beitrag

Zur Kenntnis der indonesischen Sprachen
Sonderdruck aus der Zeitschrift für
Vergleichende Sprachwissenschaft

MARTIN WITTMANN

Die indonesischen Sprachen
I. Die indonesischen Sprachen
II. Die indonesischen Sprachen
III. Die indonesischen Sprachen
IV. Die indonesischen Sprachen
V. Die indonesischen Sprachen
VI. Die indonesischen Sprachen
VII. Die indonesischen Sprachen
VIII. Die indonesischen Sprachen
IX. Die indonesischen Sprachen
X. Die indonesischen Sprachen

PRAG 1888

Druck von Dr. Ed. Grégr. — Verlag von H. Carl J. Satow.

Mit den Vorarbeiten zu dieser Parallele, beziehungsweise Replik beschäftigt, erhielt ich die Nachricht von dem Ableben meines Gegners, des Prof. Schleicher in Jena. Da ich längst davon überzeugt bin und es auch öffentlich und öfters, namentlich aber in meinen neuesten Abhandlungen¹⁾ bekannte, dass er „etiam in linguis slavica comparandis merito magna vigeat auctoritate“ und dass er mit denselben „allem Anscheine nach von allen jetzigen und ehemaligen Deutschen am meisten vertraut“ war, so wird man mir wohl ohne weiters glauben, wenn ich hiermit betheuere, dass mich die Hiobs-post tief betrübt hat. Fürwahr ich beklage Schleichers Tod um so aufrichtiger und herzlicher, je mehr ich Anstand nehmen muss denjenigen beizustimmen, die da meinen, Schleicher hätte sich als Sprachforscher, wenn er es überhaupt je war und sich nicht vielmehr seit je her bloss als ein ausgezeichnete Sprachmeister oder empirischer Sprachkenner bewährte, schon längst überlebt und aufgehört die Sprachwissenschaft wirklich zu fördern. Im Gegentheile trage ich kein Bedenken anzuerkennen, dass er sich um die Sprachwissenschaft im allgemeinen und um die slawische insbesondere bedeutende und bleibende Verdienste erworben hat.

In eine eingehende Schilderung und Würdigung derselben jedoch kann ich mich nicht einlassen, obwohl ich nicht zweifle, dass es nicht nur billig, sondern auch erspriesslich wäre. Wesswegen ich auch nicht umhin kann zuversichtlich zu hoffen, dass andere nicht er-

¹⁾ De contiguarum consonantium mutatione in linguis slavica. Aus den Abhandlungen der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften von den J. 1865 und 1866 auch besonders abgedruckt. S. 7. — Početne skupine suglasah hrvatskih i srbskih, d. h. anlautende Gruppen der kroatischen und serbischen Consonanten. Im Rad jugoslavenske Akademije znanosti i umjetnosti. U Zagrebu 1868. IV, 121.

mangeln werden sich einer solchen Aufgabe bald und gehörig zu unterziehen und dass sie dabei nicht unterlassen werden auf alles dasjenige gebührende Rücksicht zu nehmen, was ich diesmal zur Wahrung meiner Ehre beizubringen für nöthig erachtete.

Die nächste Veranlassung dazu bot mir der von A. Leskien gefertigte und in den Beiträgen zur vergleichenden sprachforschung (1868. V, 403—444) erschienene Aufsatz: „Zur neusten geschichte der slawischen sprachforschung,“ der eigentlich eine Apologie Schleichers gegen einige derjenigen Vorwürfe, die in der zuerst erwähnten lateinischen Abhandlung wirklich enthalten sind oder ihr bloss zugemuthet werden, heissen sollte. Der Selige war bekanntlich Mitredacteur der Beiträge und wurde durch dieselbe Abhandlung so aufgeregt, dass sich einige seiner hiesigen Freunde nicht enthalten konnten bald nach ihrem Erscheinen mit grosser Sicherheit und Emsigkeit auszusprechen, Schleicher werde mir keineswegs persönlich entgegenzutreten und ziehe es vor mich durch einen seiner Schüler „durchmöbeln“ zu lassen. Der Herr Leskien ist also sein Schüler und mir sonst nur noch darnach bekannt, dass er im J. 1866 auf 53 Octavseiten „Rationem, quam I. Bekker in restituendo digammo secutus est, examinavit,“ wie es von Richard Rödiger angezeigt ist ¹⁾; neuestens aber sich auch an der Bearbeitung der von A. Schleicher herausgegebenen Indogermanischen Chrestomathie ²⁾ betheiligte. Nachdem sein oben angeführter Aufsatz erschienen war, wurde er auch durch besondere Abdrücke so eifrig verbreitet, dass ich ihn bereits auf meiner Rückreise von Dalmatien und Gleichenberg, wo ich den vergangenen Winter und Frühling aus Gesundheitsrücksichten zubringen musste, an mehreren Orten und bei Männern antreffen konnte, die ihn gratis zu erhalten weder von Schleicher noch von Leskien je erwartet haben.

Keiner dieser Umstände nimmt mich sonderlich Wunder und ist geeignet mich von einem persönlichen Eintreten für den von mir Schleicher gegenüber eingenommenen Standpunkt abzuhalten. Vielmehr wäre ich selber dafür schon längst und zwar viel energischer, als es mir jetzt schicklich scheint, eingestanden, wenn mein eigentlicher Gegner noch am Leben wäre, ich aber zufolge der oben erwähnten Reise mit wichtigeren Dingen nicht vollauf zu thun, namentlich auch

¹⁾ Zeitschrift für vergl. sprachforschung. XVII, 310—312.

²⁾ Weimar 1869. Nach S. IV hatte dafür „herr Dr. Leskien, docent an der universität in Göttingen, griechisch, die alt-italischen sprachen, albulgarisch und gotisch, herr Dr. Johannes Schmidt, docent an der universität in Bonn, altindisch und litauisch besorgt.“

von dem Bluthusten, welcher sich bei mir nach und trotz der Reise wieder einstellte, mich zu erholen gehabt hätte. Denn, was mich in ersterer Beziehung anbelangt, ich habe mich nach Rob. Boyle¹⁾ daran gewöhnt „Ansichten wie umlaufendes Geld zu beurtheilen: ich sehe viel weniger darauf, wenn ich eine annehme, wessen Inschrift sie trägt, als aus welchem Metall sie gemacht ist; es ist mir einerlei, ob sie vor vielen Jahren oder Jahrhunderten geprägt ist oder ob sie erst gestern die Münze verlassen hat.“ Schleicher hingegen scheint es sich gegen das Ende seines rastlos thätigen Lebens zur Regel gemacht zu haben auch andere seiner wirklichen oder vermeintlichen Gegner durch seine Schüler bekämpfen oder „durchmöbeln“ zu lassen. Denn in demselben Hefte der Beiträge, wo mir Herr Leskien den Garaus zu machen bemüht ist, und zwar auf S. 460—474 wird sogar der nächst W. von Humboldt wohl tiefsinnigste aller bisheriger Sprachforscher oder nach S. 5 meiner Abhandlung „ingeniosus summi Boppii aemulus,“ Herr Fr. A. Pott, von Johannes Schmidt, einem zweiten Schüler und Mitarbeiter an der Indogermanischen Chrestomathie Schleichers, gar wacker hergenommen. Der junge Hitzkopf muss namentlich „sehr bedauern, dass der“ im Dienste der Wissenschaft rühmlichst ergraute „Verfasser“ der Etymologischen Forschungen „für das litauische die arbeiten von Schleicher so wenig benutzt, Mielcke und Ostermeyer hingegen oft citiert“ (S. 465). Und in der That sein Bedauern ist so tief empfunden und sein Kampfmuth so besonnen, dass er keinen Anstand nimmt nicht nur seine sämtlichen Waffen aus der Rüstkammer Schleichers zu holen sondern sich derselben auch ganz nach der Schleicherschen Fechtkunst zu bedienen. Welchem Kampfpreise es gegolten habe, das mag dahin gestellt bleiben und nur das eine hervorgehoben werden, dass Schleicher dadurch als „arbiter in propria causa“ auftritt — eine Rolle, die überhaupt sehr verdächtig und misslich ist, insbesondere wenn man erwägt, dass die Bedenken eines Mikucki, Juškevič und Smith — lauter Männer, die sich in ihren Forschungen über das Litauische auf keinen Kumutatis²⁾ zu stützen brauchten, — gegen die Auctorität Schleichers

¹⁾ Geschichte der Civilisation in England von H. Th. Buckle. Uebersetzt von A. Ruge. Leipzig und Heidelberg 1860 und 1861. I. B. 1. Abth. S. 318 ff.

²⁾ Wie bedeutend und theuer der den Seligen unterstützt haben mag, das erhellt am meisten aus S. VII der litauischen Grammatik von A. Schleicher (Prag 1856). „Auf den dörfern, heisst es dort unter andern, mietete ich mich bei den ler ern ein, von denen am meisten mir von nutzen war Kumutatis in Gross-Kakschen bei Ragnit, ein geborner Litauer und ein ausz ge-

auf demselben Gebiete bis auf den heutigen Tag noch nicht beseitigt sind, wie es aus den Beiträgen zur vergleichenden Sprachforschung ¹⁾ selbst leicht und sicher zu entnehmen ist.

Ich begnüge mich daher bloss die Thatsache als unbestreitbar zu constatieren, dass sich der Selige dem Litauischen gegenüber keineswegs so objectiv verhalten hat, wie z. B. Nesselmann in seinem Wörterbuche oder Bielenstein zu dem Lettischen. Jener äussert sich darüber folgendermassen: „Es hat ganz ausserhalb meines Planes gelegen, eine gewisse Classicität, eine Sprache der Zukunft zur Darstellung zu bringen. Gegentheils habe ich mich bemüht, die Elemente der Sprache ohne Rücksicht auf Raum und Zeit in meinem Wörterbuche zu vereinigen; ich habe Provinzielles, Veraltetes und Seltenvorkommendes nicht ausgeschlossen, wohl aber das Provinzielle, das Veraltete, das Ungebräuchliche als solches bezeichnet; ich habe, mit einem Worte, mich bemüht, einen sichern und möglichst breiten Grund zu legen, auf welchem vermöge allmählicher Nachträge ein sogenannter Thesaurus, ein vollständiger Sprachschatz der litauischen Sprache sich bequem aufbauen liesse.“ ²⁾ Aehnlich dem ist auch Bielensteins Buch ³⁾ „nicht für diejenigen geschrieben, die kurz und rasch lettisch zu sprechen und zu schreiben lernen wollen, sondern für diejenigen, die eine Einsicht in das Wesen der lettischen Sprache zu gewinnen wünschen. Dasselbe Buch ist keine populäre und practische lettische Grammatik für den Laien, sondern erst die Basis zu einer solchen; es ist eine Darlegung des Genius der lettischen Sprache es ist eine Basis für die Erkennung des classischen, allgemein gil-

zeichneter Kenner seiner Muttersprache. Von Kumutát lernte ich das litauische; ferner versah er mich mit vilen und trefflichen Beiträgen für das Lesebuch und reiste auf längere Zeit zu mir nach Prag, wo er mir ein lieber Hausgenosse und Freund war. Kumutát sah mir das ganze Werk durch, auch war er mir bei der Reinschrift des Lesebuchs und bei Anfertigung des Glossars durch seine fleissige Mitbetheiligung eine grosse Stütze. Die Sprichwörter hat er allein geordnet.“ Derselbe „liess sich übrigens für die ausgestandene Plage auch ganz gehörig bezahlen“ (Briefe über die Erfolge einer wissenschaftlichen Reise nach Litauen. Aus dem IX. B. der Sitzungsberichte der philos.-hist. Classe der k. Akademie der Wissensch. in Wien 1852 besonders abgedruckt S. 6).

¹⁾ Namentlich aber aus I, 233 – 245, 263 – 265, 385 – 388, 496 – 498; II, 330 – 350 und III, 97 – 112, 129 – 151.

²⁾ Wörterbuch der litauischen Sprache. Königsberg 1850. S. IX.

³⁾ Die lettische Sprache nach ihren Lauten und Formen erklärend und vergleichend dargestellt. Berlin 1863 und 1864. Erster Th. S. VIII.

tigen Lettisch und des nur dialectisch oder local berechtigten und somit eine Basis für die Feststellung einer genauen lettischen Schriftsprache, ganz abgesehen von der Frage, ob es sich der Mühe verlohne die lettische Literatur zu pflegen oder nicht, ob es das Schicksal der Letten sei germanisiert oder russificiert zu werden, oder aber in ihrer eigenthümlichen Nationalität zu beharren.“

Theoretisch hatte Schleicher ein solches Verfahren stets gebilligt und hoch gepriesen, denn es ist männiglich bekannt und darf nicht bezweifelt werden, dass er an denjenigen seiner Grundsätze über die Sprachwissenschaft, ihr Object und Verhältniss zur Philologie, Geschichte, Naturgeschichte und dergleichen, welche er z. B. in seinen Linguistischen Untersuchungen ¹⁾ verfochten, bis zu seinem Tode festhielt. Er machte dieselben „sogar mit einer für anders Denkende und an andere Behandlungsweise Gewöhnte bisweilen verletzenden Schärfe geltend, besonders da wo er über die indogermanische Sprache hinaus kühne Streifzüge unternahm und noch kühnere Hypothesen aufstellte.“ So äusserte sich darüber unlängst ein „vieljähriger Freund“ Schleichers, ²⁾ nachdem er früher hervorgehoben hatte, der Selige habe die Sprachwissenschaft stets zu den Naturwissenschaften gerechnet. Und in der That ist auch nach Schleicher selbst die Sprachwissenschaft oder die Glottik, die er früher Linguistik zu nennen pflegte, ³⁾ „keine historische, sondern eine naturhistorische Disciplin und theilt ihre Methode im wesentlichen mit der Naturwissenschaft überhaupt.“ Demgemäss verhält sich auch der Linguist oder „der Glottiker zu den Sprachen wie z. B. der Botaniker zu den Pflanzen. Der Botaniker muss einen Überblick über alle pflanzlichen Organismen haben, er muss die Gesetze ihres Baues, ihre Entwicklungsgesetze kennen lernen; aber der Gebrauch, der von den Gewächsen zu machen ist, *ihr praktischer und ästhetischer Werth oder Unwerth ist ihm zunächst gleichgiltig*; die schönsten Rosen, die prachtvollsten Lilien Japans gehen ihn nicht mehr oder weniger an als das erste beste unscheinbare Unkraut. Der Philolog aber

¹⁾ Namentlich aber im zweiten Theile derselben, der unter dem Titel: „Die Sprachen Europas in systematischer Übersicht“ in Bonn 1850 erschienen ist.

²⁾ Oder der anonyme Verfasser des in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (1868, 14 Dec. Nr. 349) erschienenen Nekrologs, auf den ich hier noch mehrmal Rücksicht nehmen werde.

³⁾ Wie es am klarsten aus seinem Aufsätze über „Sprachwissenschaft, glottik“, der in den Beiträgen zur vergl. sprachforschung (II, 127 und 128) erschienen ist, hervorgeht.

gleich dem Gärtner. Dieser cultivirt nur bestimmte Pflanzen von hervorragender Bedeutung für den Menschen, für ihn ist der praktische Werth, die Schönheit der Form, der Färbung, des Duftes u. s. f. von höchster Bedeutung.“¹⁾ Auch an ausdrücklichem Lob namentlich des Bielensteinschen Verfahrens fehlt es bei Schleicher nicht.²⁾

Praktisch hingegen verhielt er sich zum Litauischen so, dass es zugegeben werden muss, derjenige Dialect desselben, den er hochlitauisch nennt und die preussischen Litauer als Schriftsprache gebrauchen, habe ihn mehr angegangen als das Niederlitauische. Denn er gab ja das selbst zu und zwar am deutlichsten auf S. 7 seiner litauischen Grammatik, wo der §. 5 so anlautet: „Die litauische sprache in dem von uns hier zu grunde gelegten dialecte (dem hochlitauischen, der schriftsprache der preussischen litauer) kent folgende laute.“ Auch bei der Angabe der Gründe dieser Bevorzugung wurde Schleicher seinem botanisch oder zoologisch sein sollenden Stand-

¹⁾ Die Fortsetzung und Beendigung dieses Gleichnisses mögen diejenigen, die es angeht in der „Deutschen Sprache“ von A. Schleicher (Stuttgart 1860. S. 120) nachlesen und mit dem vergleichen, welches auf S. 5 der „Sprachen Europas“ also lautet: „Der Philolog gleicht dem Landmanne, der mit ein Paar Rossen ein fruchtbares und reiches Feld bestellt; ihm genügt, wenn er practisch mit seinen Rossen gut umzugehen weiss, mit ihren Eigenthümlichkeiten muss er daher völlig vertraut sein. Der Linguist dagegen gleicht dem Zoologen, der einer ganz andern Kenntniss der Species equus caballus bedarf, als der Landmann, die er sich nur durch das Studium vieler Thiergattungen erwerben kann, dafür aber auch nicht gerade des Gebrauchs derselben kundig zu sein braucht.“ Dass übrigens nicht nur diese und ähnliche Gleichnisse jämmerlich hinken, sondern auch die ihnen zu Grunde liegenden Ansichten äusserst oberflächlich und eines echten Sprachforschers unserer Tage ganz und gar unwürdig sind, das werde ich weiter unten nachweisen. Hier aber finde ich nur noch beizufügen, dass Schleicher an denselben namentlich auch in der zweiten Auflage seines Compendiums der vergleichenden grammatik der indogerm. sprachen (Weimar 1866) unerschütterlich festhält, denn er beruft sich dort gleich anfangs und zu allererst in dieser Beziehung auf die oben berührte Stelle oder auf die S. 117—128 seiner „Deutschen Sprache“, die mit den „Sprachen Europas in systematischer Übersicht“ grundsätzlich übereinstimmt.

²⁾ Beiträge zur vergl. sprachforschung II, 121 und 122; IV, 122—127 und 360—365. Dem Nesselmannschen Wörterbuche dagegen hält er namentlich seine „wunderliche Anordnung, ungenaue Schreibung und Mangel der Accente“ vor. Trotz dem kam es ihm doch „durch seine reichhaltigkeit ser gut zu statten“ (Briefe über die Erfolge einer wiss. Reise nach Litauen. S. 4. Lit. gramm. S. XI).

punkte untreu. Dem gemäss hätte ihm ja der „praktische Werth oder Unwerth“ des Litauischen überhaupt „gleichgiltig“ sein sollen, er war es aber keineswegs. Denn nach S. 5 derselben Grammatik gab Schleicher dem Hochlitauischen vor dem Niederlitauischen deswegen den Vorzug, weil jenes „für die sprachwissenschaft wichtiger und aussgibiger“ sei als dieses „besonders wegen des im niderlitauischen üblichen versetzens des accentus von den endungen auf die stamsilbe, wodurch die ersteren nicht wenig von ihrer deutlichkeit und volständigkeit verlieren, so wie überhaupt, weil das niderlitauische in manchen punkten an regelfestigkeit dem hochlitauischen nach stehe.“ Dasselbst kann aber Schleicher nicht umhin zu bedauern, dass der „hochlitauische dialect schon jetzt schwach vertreten“ sei und „ohne zweifel zuerst ganz“ aussterben werde, auf S. 3 und 4 aber zu gestehen, dass „im preussischen Litauen die litauische sprache und nationalität überhaupt“ schon tief herab gedrückt und fast ausnamslos auf die niderste volksschicht beschränkt“ sei, während sie in Russland „mer noch auch den wolhabenderen und teilweise gebildeten teil der bevölkerung umfasse.“ In grammatischer Beziehung endlich räumt Schleicher auf S. 5 nicht minder offenherzig ein, dass die dem Niederlitauischen eigene „nichtverwandlung der dentalen vor j eine ältere stufe sprachlicher entwicklung bezeichne“ und dass auch „manche andere eigentümlichkeiten desselben entschieden in der bewarung des älteren bestehen.“

Die Tragweite dieser Gründe darf ich wohl um so eher unerörtert lassen, je weniger man es heutzutage nachzuweisen braucht, dass die Wichtigkeit und Ausgiebigkeit von sprachlichen, so wie auch von welchen immer Erscheinungen nicht nur durch ihr Alter sondern auch durch viele andere Momente der mannigfaltigsten Art bedingt ist und dass man vor allem andern dasjenige, dessen Wichtigkeit man behaupten oder bestreiten will, möglichst genau kennen muss. Auch darf es nicht bezweifelt werden, dass die Ansicht des Seligen, das Niederlitauische sei sprachwissenschaftlich weniger wichtig als das Hochlitauische, gar nicht neu ist, da sie bereits in den dreissiger Jahren und zwar geradezu von Fr. A. Pott verfochten wird ¹⁾ — eine Thatsache, die schon an und für sich zu wichtig ist, als dass man sich enthalten dürfte hervorzuheben, dass sie Schleicher ganz

¹⁾ De lithuano-borussicae in slavica letticaque linguis principatu commentatio. Halis Saxonum 1837. Dasselbst und zwar auf S. 10–14 befinden sich auch die oben nachfolgenden lat. Äusserungen Potts.

unbeachtet gelassen zu haben scheint. Wenigstens erwähnt er ihrer an den dazu geeigneten Stellen seiner Werke über das Litauische nirgends. Mag dem übrigens sein, wie ihm wolle, ganz gewiss ist erstens, dass Pott dazumal nicht in der Lage war das Niederlitauische genau zu erforschen, da er sich darüber so zu äussern für gut fand: „Polono-Lithuanam, quae in Samogitia sedem habet, ex Polonica perquam multa recepissee eiusque conditionem esse depravatam, inter omnes convenit; ipse quum libris destitutus prorsus essem sive hac ipsa dialecto sive de ea scriptis, quos enumeratos vide in libro: Magazin der lett.-lit. Gesellsch. Bd. I. St. 3. p. 57 sqq., in medio relinquere debui, quem ea locum expleat.“ Zweitens war derselbe jedenfalls berechtigt das Litauische und Lettische überhaupt dem Slawischen so gegenüber zu stellen: „Lithuani, Letti, Borussi veteres mirae in formis grammaticis et integritatis et cum linguis perantiquis consonantiae fruuntur laude apud omnes, qui justam sibi in his rebus comparaverunt scientiam limatumque iudicium; Slavi contra inflexiones vocabulorum eorumque speciem reliquam tam vehementer nonnunquam detorserunt aut mutilatas efferunt, ut primigenias formas divinando vix possis assequi et restituere.“ Einer der gründlichsten Kenner und Pfleger der slawischen Sprachen, P. J. Šafařík, gab ja das um dieselbe Zeit nicht nur zu, sondern trachtete es auch dadurch zu erklären, dass sich die Litauer nach ihrer Trennung von den Slawen mit Finnen, Gothen und anderen Germanen vermischt und weiter, wie bekannt, differentiert hätten¹⁾ — eine Annahme, die von Pott schon früher verworfen²⁾ und an der oben angeführten Stelle seiner Commentatio so gründlich widerlegt wurde, dass es überflüssig wäre auch nur ein Wort darüber weiter zu verlieren.

Auch das darf als ausgemacht angenommen werden, dass das Bedürfniss einer möglichst genauen Darlegung des Genius der litauischen und lettischen Sprache überhaupt schon lange vor dem Ausfluge Schleichers nach Preussisch-Litauen von allen echten Sprachforschern tief empfunden und anerkannt wurde. Der Selige war daher auch berechtigt schon damals³⁾ das Bedürfniss eines Handbuches der litauischen Sprache als ein „unabweisliches“ zu bezeichnen, die Frage darüber „als erledigt vorauszusetzen“ und hinzuzufügen: „Vor allem

¹⁾ Slovanské starožitnosti. V Praze 1837. S. 361 und 362.

²⁾ Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der Indo-Germanischen Sprachen. Lemgo 1833 und 1836. Erster Theil S. XXXIII.

³⁾ Briefe über die Erfolge einer wissenschaftlichen Reise nach Litauen. S. 3 und 4.

brauchen wir eine litauische Grammatik. Diese würde den ersten Theil des Handbuches zu bilden haben. Die Grammatik *muss* die zwei Hauptdialekte des Litauischen, das preussische Litauisch und das Žemaitische umfassen, wenn auch ersteres in den Vordergrund zu stellen ist.“ Hierauf hebt er die Vorzüge des Žemaitischen oder Žamaitischen um vieles vortheilhafter als an der oben angeführten Stelle seiner litauischen Grammatik oder wenigstens so hervor, dass man nicht umhin kann ihm beizustimmen, indem er so schliesst: „Ein so wichtiger Dialekt *kann unmöglich* in einer litauischen Grammatik fehlen, zumal es, meines Wissens, noch gar keine žamaitische Grammatik gibt, obschon die žamaitische Literatur (freilich nur verhältnissmässig) gerade nicht arm zu nennen ist. Wenn es meine Geldmittel nur irgendwie erlauben, *muss* ich daher trachten ins žamaitische Gebiet auf einige Zeit überzutreten, ob dies ohne besondere Erlaubniss der kaiserl. russischen Gesandtschaft in Wien möglich sein wird, vermag ich freilich noch nicht zu sagen.“

Ob und inwieweit Schleicher wirklich getrachtet habe die Erlaubniss sich zu erwirken und die übrigen Hindernisse, welche der Fortsetzung seiner Reise nach Russisch-Litauen im Wege standen, zu beseitigen, das zu entscheiden wäre wohl nicht minder interessant als schwierig. Ich brauche es aber für meinen gegenwärtigen Zweck offenbar nicht zu untersuchen, sondern etwa nur noch die folgenden Thatsachen zu constatieren und die Resultate, welche sich aus der Vergleichung derselben mit den früher nachgewiesenen von selbst ergeben, hervorzuheben. Erstens ist es nicht zu bezweifeln, dass Schleicher nie in der Lage war, das noch ziemlich rüstige russische Niederlitauisch wenigstens so zu erforschen wie das im Sterben begriffene oder zu Tode gehetzte Hochlitauisch¹⁾. Er hat also die bereits von

¹⁾ „Zu dem raschen Verschwinden des preussischen Litauisch überhaupt trägt jene Verordnung, wonach in den Schulen ausser der Religion nichts litauisch gelehrt werden darf, viel bei,“ schreibt Schleicher selbst in seiner böhmischen Abhandlung „über das Litauische, insbesondere hinsichtlich des Slawischen,“ welche in der Zeitschrift des böhm. Museums (Časopis. čes. Mus. 1853. S. 320—334) erschienen ist, und zwar auf S. 323. In seinen Briefen (S. 5) hatte er sich darüber vorsichtiger oder weniger liberal geäussert, wie folgt: „Der arme Litauer, der überdies nur in Kirche und (theilweise) Schule seine Sprache mehr oder weniger geradebrecht zu hören bekommt, muss meist sogar sein heiligstes Gebet, das Vaterunser, mit unerhörten Sprachschnitzern beten hören: die meisten Ausgaben haben nämlich die 2. Person des Imperativs statt der 3. in 3 Bitten. Unglaublich, aber wahr!“ Dieses Schänden seiner Muttersprache durch die wohl bestallten germanisch-

Pott bezeichnete Lücke auf diesem Gebiete nie ausgefüllt, obgleich er es damals als unumgänglich nothwendig erachtete, als ihm etwa daran liegen mochte Geldmittel zur Fortsetzung seiner Reise nach Russisch-Litauen zu erlangen. Auf S. 326 des eben erwähnten Časopis hatte er sogar versprochen die Eigenthümlichkeiten des Niederlitauischen überhaupt in seiner Grammatik weitläufiger darzustellen, als es dort und in seinen Briefen geschehen ist. Auf S. 3 und 5 der Grammatik aber hat er nicht genug daran zu gestehen, er kenne das russische Niederlitauisch „nur aus Büchern und durch einzelne Personen“ aus Russland, sondern er setzt es sogar herab, wie es bereits angedeutet wurde, oder, soll ich es genauer bezeichnen, er verhält sich zu demselben etwa so, wie nach der bekannten Fabel der Fuchs zu den zu hoch hängenden Trauben. Und einem solchen Verfahren und Betragen gegenüber soll es dem hochverdienten Mitbegründer der vergleichenden Sprachforschung nicht erlaubt sein seine Unzufriedenheit mit den litauischen Leistungen Schleichers selbst etwa dadurch anzuzeigen, was Johannes Schmidt selber und bloss im Interesse der Wissenschaft „sehr bedauern zu müssen“ vorgiebt. Meiner Ansicht nach war Pott zu einem viel deutlicheren Ausdruck seiner Unzufriedenheit um so mehr berechtigt, je weniger es sich zweitens weg-

christlichen Pastoren „erträgt der fromme Litauer mit grosser Geduld,“ schreibt Schleicher selbst auf S. 322 und 323 der früher a. Zeitschrift und setzt noch hinzu, er habe öfter Gelegenheit gehabt „sich zu überzeugen, dass die Sprachfehler der Herrn Pastoren von ihren zu gehorsamen Schafen angenommen und als besondere Atticismen zur vermeintlichen Zierde der Sprache mit Nachdruck gebraucht wurden.“ Man kann hiernach nicht umhin anzunehmen, dass das Hochlitauische dem Niederlitauischen überhaupt und dem in Russland gesprochenen insbesondere an Idiotismen bedeutend nachstehe. „In Idiotismen liegt aber vorzüglich das Wesen, der Geist oder der Kern der Sprache. Sie bieten daher einen um vieles verlässlicheren Massstab zur Würdigung der Gedeihenheit und Unversehrtheit der Sprache als die Wörter an und für sich. Je mehr Idiotismen es also in einer Sprache giebt, desto kerniger und gediegener ist sie, wenn sie auch mit Fremdwörtern überfüllt wäre, wie z. B. die englische; je mehr hingegen eine von ihnen an Idiotismen verloren hat, desto geist- oder lebloser ist sie. Ist sie dabei mit Fremdwörtern nicht überladen, so darf sie nur insofern schön erachtet werden wie die Maske, von welcher der fabelhafte Fuchs bemerkte, sie habe kein Gehirn.“ So schrieb ich darüber unlängst (*Mluvnica jazyka slovenského*. Pesth 1864. S. 199) und da mir darin hoffentlich alle echten Sprachforscher ohne weiters beistimmen werden, so darf ich wohl auch annehmen, dass ihnen selbst darnach die oben dargelegte Ansicht Schleichers über die Wichtigkeit seines Hochlitauisch nichts weniger als gründlich erscheinen werde.

läugnen lässt, dass Schleicher nirgends auch nur den Versuch machte diejenigen Gründe, die er selbst für die Wichtigkeit des russischen Žemaitisch theils in seinen Briefen theils in der böhm. Abhandlung vorzubringen für gut fand, zu entkräften. Drittens hat derselbe die Unmöglichkeit der Fortsetzung seiner Reise nach Russisch-Litauen nirgends erwiesen. Im Gegentheil liess er sich in dieser Hinsicht eine Indiscretion zu Schulden kommen, die mir zu wichtig erscheint, als dass ich mich da enthalten dürfte sie hervorzuheben und zu beleuchten.

Nach dem früher erwähnten Nekrolog „hat Schleicher aus seinem sehr weit gehenden Liberalismus, wo er dazu Veranlassung fand, nie ein Hehl gemacht, aber jede Agitation, zumal eine heimliche, lag ihm gänzlich fern.“ Zu einem solchen Liberalismus gehört es aber bekanntlich insbesondere Russland je tüchtiger desto besser zu beschimpfen oder wenigstens wie immer zu verdächtigen. Das letztere that nun auch Schleicher öffentlich sicher, wenn auch sehr ungeschickt und zaghaft, mit. Nach Beweisen dafür brauchen wir uns gar nicht lang und weit zu bemühen. Einen bietet uns gleich die Einleitung zu seiner böhm. Abhandlung über das Litauische, die möglichst getreu übersetzt so anhebt: „Das Überbleibsel der litauischen Nation ist, wie allgemein bekannt, nicht mehr gross. Doch ist die Zahl derjenigen, die bei ihrer alten litauischen Sprache und Nationalität bis heute beharrten, noch grösser, als man es gewöhnlich meint. Freilich gilt das mehr von dem Theile der litauischen Nation, welcher dem russischen Scepter unterthan ist, als von den Bewohnern des preussischen Königreiches¹⁾. Es war mir nicht vergönnt meine Reise bis nach Russland auszudehnen; doch wurde mir von den Kennern jener Länder erzählt, man habe die Ursache davon besonders in der russischen Gemeindeordnung zu suchen.“²⁾ Schleicher selbst aber schrieb

¹⁾ Und in der That betrug die Zahl der russischen Litauer im J. 1842 nach P. J. Šafařík 1,282.000, der preussischen aber bloss 156.000 (Slovanský národopis. V Praze 1849. S. 113). Vergleiche die folgende Anmerkung.

²⁾ Da mir die Verbindung dieser Sätze nicht genug klar ist und da ich mich in solchen Fällen der gewissenhaftesten Genauigkeit zu befehligen pflege, so möge es mir erlaubt sein die Stelle auch in der Urschrift anzuführen. Darnach lautet sie so: „Nebylo mi popráno své cestování až do Ruska vztáhnouti; a v š a k mi vypravováno od znalcův oněch krajin, že prý zvláště v ruském obecním řádě příčinu toho hledati musíme.“ Hierauf gesteht Schleicher noch einmal, aber wieder nur im allgemeinen, dass „die russischen Litauer viel zahlreicher sind als die preussischen.“ Auch an andern ähnlichen Stellen seiner Schriften gab er die Zahl der Litauer

aus Preussisch-Litauen, wie ich es bereits oben nachgewiesen habe, er „vermöge es nicht zu sagen, ob es ihm möglich sein werde ohne besondere Erlaubniss der kais. russischen Gesandtschaft in Wien ins žamaitische Gebiet überzutreten.“ Ist man hiernach nicht vollkommen berechtigt anzunehmen, er habe es um ein Jahr später genau gewusst, dass ihn die russische Gemeindeordnung nicht hätte hindern können seine Forschungen auf dem žamaitischen Gebiete fortzusetzen und zu Ende zu führen, wenn er im Stande gewesen wäre sich mit einer besonderen Erlaubniss der russischen Regierung dazu auszuweisen? Hatte er aber die gehabt, warum berief er sich nicht auf sie gegen die russische Gemeindeordnung an der oben angeführten Stelle? War es ihm hingegen nicht möglich dieselbe Erlaubniss zu erhalten, warum äusserte er sich daselbst nicht demgemäss?

Übrigens mag dem sein, wie ihm wolle, so viel ist gewiss, dass die russische Regierung oder aber dasjenige Organ derselben, welches die besprochene Angelegenheit zunächst und am meisten angeht, d. h. die kais. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, den Seligen in der Fortsetzung und Beendigung seiner litauischen Forschungen auf dem žamaitischen Gebiete bereitwilligst und kräftigst unterstützt hätte, wenn es ihm beliebt hätte darum einzuschreiten. Dazu hätte er freilich vor allem andern etwa so gesinnt sein müssen, wie es der Begründer der deutschen Sprachforschung unstreitig war. Denn ich glaube wohl mit Recht voraussetzen zu dürfen, dass es keinem competenten Richter je einfallen werde die folgende Ansicht M. Haupt's¹⁾ ernstlich zu bestreiten: „Es scheint mir, meint er, kein geringes verdienst der bewunderungswürdigen arbeiten Jacob Grimm's, dass sie nirgend zweifel zurückhalten oder darauf ausgehen, *die untersuchung vorschnell abzuschliessen*, sondern die punkte bezeichnen oder deutlich erkennen lassen, an die neue forschungen anzuknüpfen sind.“ Dass aber das Verhältniss Schleichers zu Russ-

nirgends genau an, allem Anscheine nach aus demselben Grunde, der ihn bewogen hat die Eigenthümlichkeiten des Niederlitauischen überhaupt in seiner Grammatik viel kärglicher darzustellen, als er es in der eben berührten böhmischen Abhandlung versprochen hatte. Denn ausser den oben angeführten Beweisen kann ich dafür auch auf den Umstand hinweisen, dass in derselben Abhandlung und zwar gleich nach den oben citierten Stellen auch die literarische und ethnographische Beschaffenheit des russischen Žemaitisch genauer und günstiger geschildert wird als auf S. 3 und 4 der litauischen Grammatik.

¹⁾ Die mir nur nach Miklosich's Slavischer bibliothek (Wien 1851. I, 273) bekannt ist.

land schon lange noch über das oben angedeutete Mass hinaus günstig war, dass lässt sich leicht und sicher auch aus dem entnehmen, was sein „vieljähriger Freund“ als Nekrologschreiber in der Hinsicht vorzubringen für gut fand. Nach dem „gab Schleicher 1857 seine ordentliche Professur in Prag auf, um ausserordentlicher Honorarprofessor des Deutschen und der vergleichenden Sprachwissenschaft an der Universität Jena zu werden. Dort wurde ihm zwar durch den Fürsten seines Heimathlandes Meiningen seine Stellung über das daselbst übliche, sehr bescheidene, Mass hinaus verbessert. Dennoch aber verhehlte Schleicher nie, dass er schon durch äussere Gründe zu eifrigster literarischer Thätigkeit genöthigt sei. Es ist keine Ehre für Deutschland, und Schleicher empfand dies sehr bitter, dass ein Mann von seiner Bedeutung, nachdem er Prag verlassen hatte, trotz aller Anerkennung, die ihm zu Theil ward, es nicht wieder zur Stellung eines ordentlichen Professors gebracht hat. Schleicher schlug wiederholte ehrenvolle und einträgliche Berufungen nach Russland aus, aber er übernahm im Auftrage der kais. Akademie in St. Petersburg eine Reihe von Arbeiten zur Förderung der slavischen Sprachforschung. Nur dadurch wurde er in den letzten Jahren vor drückenden Sorgen und Entbehrungen geschützt. Mitten in diesen Arbeiten, die wichtige Aufschlüsse versprachen, wurde der rüstige starke Mann, dem man ein langes Leben hätte zutrauen mögen, durch eine Lungenentzündung unterbrochen, die seinem Leben im 48. Jahre ein rasches Ende machte.“

Erwägt man hierauf noch wenigstens einige derjenigen Umstände, unter welchen Schleicher mit den Arbeiten betraut wurde, so gelangt man zu der Überzeugung, dass sich zu ihm die erwähnte Akademie zu liberal oder mehr als liberal verhielt. Man pflegt bekanntlich zur Lösung wichtiger Probleme in der Regel Concourse auszuschreiben. Manche Akademien und ähnliche Anstalten sind dazu sogar durch ihre Statuten verpflichtet. Ob und inwieweit dies von der St. Petersburger Akademie am Ende des J. 1862 galt, das muss ich freilich unentschieden lassen, da ich mir die nöthigen Behelfe dazu nicht verschaffen konnte. Das darf ich aber mit aller Sicherheit und Entschiedenheit behaupten, dass dieselbe in der besprochenen Angelegenheit von der allgemein üblichen Regel abgewichen

¹⁾ Bulletin de l' Académie impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. V, p. 525—528. Tome VI, p. 378 et 379 enthält die Protokolle der übrigen zwei Sitzungen, auf die es hier ankommt.

ist. Denn in der am 28 November (a. S. = unserem 10 December) 1862 abgehaltenen Sitzung ihrer historisch-philologischen Classe haben die Herrn Akademiker Böhlingk, Kunik und Schiefner den Antrag gestellt und ohne Debatte durchgesetzt „que M. Schleicher soit chargé d'élaborer successivement, sous les auspices de l'Académie, les ouvrages suivants:

1^o Une grammaire comparée des principaux dialectes slaves, dans laquelle entrerait un exposé purement scientifique de tout ce qui leur est commun et qui, par conséquent, donnerait les éléments de la langue primitive de la race slave.

2^o Une grammaire comparée du lithuanien, du prusse et du letton, pour rétablir également, par les indications de la science, la langue primitive de la race lithuanienne. Enfin

3^o Une grammaire lithuano-slave, c'est-à-dire un essai ayant pour objet de reconstruire, au moyen des résultats obtenus dans les deux grammaires précédentes, et à l'aide d'autres études comparées, la langue primitive de la famille lithuano-slave, avant l'époque de la séparation des dialectes.“

Dass dem eine private Verabredung mit Schleicher voranging, das ist nicht minder gewiss, da die Antragsteller zugleich in der für sie angenehmen Lage waren „avec un vrai plaisir“ anzeigen zu können „que M. Schleicher s'est déclaré prêt à consacrer, pendant une série d'années presque tout son temps aux travaux linguistiques dont il était question plus haut.“ Ob und inwieweit sich hingegen Schleicher an der Begründung ihres Antrages betheiligt habe, das erhellt zwar weder aus dem eben angeführten Protokolle noch aus den zwei übrigen, welche über dieselbe Angelegenheit noch am 12 und 26 Juni oder am 24 Juni und 8 Juli 1863 aufgenommen wurden, zur Genüge, ist aber für uns gegenwärtig ziemlich gleichgültig und unbedeutend. Auch sonst gehen uns die Protokolle nur insoweit noch an als sie bezeugen, dass die Akademie von dem damaligen Minister des öffentlichen Unterrichtes ermächtigt wurde den Antrag ins Werk zu setzen, Schleicher aber in seinem Briefe vom 30 Juni 1863 für das in ihn gesetzte Vertrauen dankte und versprach „de ne rien négliger pour achever lesdits ouvrages dans l'espace de 5 ans.“ Wir haben also nur auf Grundlage des erst erwähnten Protokolls noch darzuthun, dass die Motivierung weder mit dem Antrage selbst noch mit den äussersten Bedürfnissen und gebieterischen Forderungen der Wissenschaft, geschweige der vitalsten Interessen der russischen Nation übereinstimmt.

Sie besteht aus zwei Theilen, in deren ersterem die Antragsteller „signalent les travaux suivans, comme devant *absolument* précéder la construction scientifique d'une archéologie slave. 1^o Comparer entre eux, suivant les principes de la *linguistique* moderne, les principaux dialectes slaves. 2^o Faire le même travail par rapport aux idiomes lithuaniens (le lithuanien propre, le letton et le vieux prusse). 3^o Essayer de reconstruire, au moyen desdites recherches et d'autres études comparées, la langue primitive de la famille lituano-slave avant la période de la naissance des divers dialectes.“ Zu diesem Behufe stützen sie sich darauf „que là où les documents historiques font défaut, la *philologie* comparée seule fournit la clef pour pénétrer plus avant dans la vie primordiale et dans le *génie* originaire des peuples. Sous ce rapport les langues slaves demandent à être mieux exploitées que par le passé, mais une attention non moins scrupuleuse est réclamée par les idiomes lithuaniens. Car il est bien constaté que le tribus lithuaniennes et slaves ne formaient autrefois qu'une seule famille, et que les dialectes lithuaniens ont conservé jusqu'à nos jours les traces d'un caractère plus primitif, qui nous fait entrevoir la langue jadis commune aux Lithuano-Slaves. Donc pour faire avancer la science de l'archéologie slave, il est *indispensable* de soumettre aussi les idiomes lithuaniens à l'examen le plus scrupuleux, au point de vue de la grammaire et de la lexicologie comparées.“ Zweitens den Verfasser der beantragten Werke anlangend heben dieselben hervor „que quiconque voudra entreprendre les travaux indiqués doit non seulement s'être bien familiarisé avec les langues de la branche lithuano-slave, mais aussi être suffisamment versé dans les études générales de *philologie* indo-européenne, pour y pouvoir recourir au besoin“. Endlich nehmen sie keinen Anstand oder „n'hésitent pas à déclarer, que parmi les *linguistes* de notre temps il n'en est aucun qui soit plus capable d'exécuter des travaux de ce genre, que M. le professeur Schleicher,“ weil alle durch ihn veröffentlichten Werke „font preuve qu'il est à la hauteur de la *linguistique* moderne, et qu'il possède une connaissance solide des langues indo-européennes. Pour ce qui est des études lithuaniennes et slaves, M. Schleicher en a fait sa spécialité depuis 14 ans; un séjour prolongé en Bohême et dans la Lithuanie prussienne a puissamment contribué à l'initier aux particularités desdites langues et surtout à celles de leur système phonétique, à la fois si important et si difficile.“

Wenn wir nun annehmen, die Herrn Antragsteller haben sich

der cursiv gedruckten Termine „philologie, linguistique“ und „linguiste“ im Sinne Schleichers oder so, wie ich es bereits oben einigermaßen darlegte, bedient, so kann ich nicht umhin zu bemerken, und sie werden es hoffentlich einräumen, dass es der vergleichenden Sprachforschung leider bis auf den heutigen Tag noch nicht gelungen ist sich zur vergleichenden Philologie emporzuschwingen. Sie wird vielmehr noch immer bloss als Linguistik oder Glottik und zwar so vorwiegend betrieben, dass sich ihre Pfleger nach dem Zeugnisse eines der competentesten Richter in solchen Dingen, H. Ludwig Lange ¹⁾ „um die geistige Seite der Sprachen oder um die Syntax gar wenig bekümmern. Die vergleichenden Grammatiken von Bopp und von Schleicher gehen auf die Syntax gar nicht ein, und selbst Jacob Grimm, der doch unter allen empirischen Sprachforschern als Muster dasteht, wie man sich persönlich über die Einseitigkeit der Gegensätze erheben kann, betrachtet die Syntax als ‚halb schon ausserhalb der Grammatik liegend.‘ Während in Wahrheit das Wesen und der Gehalt der Sprache nur aus der combinirten Betrachtung der Formen einerseits und ihres Gebrauchs andererseits erkannt werden kann, betrachten die Sprachvergleicher eben so einseitig die *Formen*, wie die Philologen den *Gebrauch* derselben als die Hauptquelle der Erkenntniss.“ „La philologie comparée“ also „fournit la clef pour pénétrer plus avant dans la vie primordiale et dans le génie originaire des peuples“ wirklich nur dann, wenn sie die Sprache der Völker nicht nur „au point de vue de la grammaire et de la lexicologie“, wie die H. Antragsteller meinen, sondern auch in syntaktischer Beziehung „à l'examen le plus scrupuleux“ unterzieht. Für die Richtigkeit dieser Ansicht steht übrigens nicht bloss der Mitbegründer der vergleichenden Sprachforschung, Pott, sondern auch Schleicher selbst ein. Nach jenem ²⁾ „fällt der Satz, dessen constitutive Momente innerlich

¹⁾ Die Bedeutung der Gegensätze in den Ansichten über die Sprache für die geschichtliche Entwicklung der Sprachwissenschaft. Akademische Festrede, Giessen 1865. S. 14.

²⁾ Etymologische Forschungen. 1 Aufl. I Th. S. XX. Der cursiv gedruckte Nebensatz, dessen Wichtigkeit weiter unten noch mehr in die Augen springen wird, wurde von Pott am eingehendsten II, 351 ff. erläutert. „Wie die Buchstaben, heisst es dort unter andern, keine freie und ungebundene Existenz haben, so auch, streng genommen, nicht die Wörter, da diese in Bezug auf den Satz gewissermassen dessen Buchstaben und Sylben ausmachen, der Satz selbst aber, möchte man sagen, wiederum nur ein potentiirtes Wort ist, und desshalb auch, was besonders Herling und Krüger schön ausgeführt haben, syntaktisch ganz ähnlichen Gesetzen, wie das Wort,

und richtig verstanden, auch lautlich verbundene Wörter ausmachen, in überwiegendem Maasse in das Gebiet des Geistigen; desshalb kann eine Vergleichung der Syntax und des Stils in verschiedenen Sprachen zwar minder reichhaltige Ergebnisse zum Behufe der Erforschung der Völkergenealogieen, desto fruchtbarere aber für Geistes-, Menschen- und Völkercharakteristik gewähren.“ Mit Ausnahme des cursiv gedruckten Nebensatzes würde Schleicher das alles ohne weiters eingeräumt haben, da er sich über die Art, wie die Philologie die Sprache erfasst, unter anderm auch so äusserte: der Glottik „ist die Sprache Selbstzweck; anders bei der Philologie, für welche die Sprache einestheils Voraussetzung ist, als Mittel durch welches sie zu dem geistigen Völkerleben gelangen kann, anderentheils ist die Sprache dadurch auch Object der Philologie, dass in ihr und durch sie das geistige Leben der Völker zur Erscheinung kommt. Die Philologie wird sich also vorzüglich an die mehr geistige, der freien Selbstbestimmung des Einzelnen mehr unterworfenen Seite der Sprache halten, an Syntax, Styl; weniger fällt in's philologische Gebiet die Lehre von der mehr natürlichen Seite der Sprache, von den Lauten und Formen derselben.“ Übrigens fügt der Selige nicht nur ausdrücklich bei, sondern trachtet es auch zu beweisen, dass „die beiden Disciplinen sich keineswegs feindlich gegenüberstehen, vielmehr bedürfe jede von beiden der hilfreichen Hand der andern.“ Hiernach sollten wohl die beiden Disciplinen nicht nur das Recht sondern auch die Pflicht haben, viel tiefer in einander zu greifen oder viel inniger zu einander zu halten und zu gehören, als es ihnen der Liberalismus oder der Scharfsinn Schleicher's erlauben möchte, indem er so weit geht, dass er auch nicht den geringsten Anstand nimmt trotz den obigen und anderen ähnlichen Zugeständnissen zu behaupten, „die Satzlehre leite in die Wissenschaft vom Geiste hinüber. Zunächst greife die Philologie ein; der Satzbau, die Lehre vom Styl gehöre

unterliegt. Die Wörter als Repräsentanten von Begriffen geniessen in so fern allerdings einer gewissen Selbständigkeit, aber wahrhaft ist dies doch nur die Selbständigkeit eines Momentes, das einwirkend Einwirkungen empfängt und ein anderes bedingend durch dieses bedingt wird: isolirt sind die Wörter, obwohl Ganze, doch andererseits nur Bruchstücke; desshalb finden sich in den Sanskritsprachen an ihnen, wie an einem unvollendeten Baue, Zahnungen, mit welchen sie innerhalb des Satzgebäudes gegenseitig in einander greifen.“ Die Hauptbelege dafür habe ich auf S. 40—43 der hier vertheidigten Schrift namhaft gemacht und vom slawischen Standpunkte aus richtig gestellt.

schon nicht mehr der Sprachwissenschaft an,“ kurz „die Philologie sei eine historische, die Sprachwissenschaft oder Glottik hingegen eine naturhistorische Disciplin,“ folglich jene von dieser grundverschieden.¹⁾ Die nächste Ursache dieser handgreiflichen Inconsequenz dürfte wohl am ehesten in dem Umstande zu suchen und zu finden sein, dass Schleicher den oben cursiv gedruckten und in der vorletzten Anmerkung erläuterten Nebensatz Pott's und was drum und dran hängt nie gehörig erwogen oder nie richtig verstanden hatte. Es darf daher auch Niemanden Wunder nehmen, dass derselbe namentlich in der Syntax wenigstens um ein halbes Jahrhundert unter der „hauteur de la philologie comparée“ zurück war, wie ich es weiter unten auch nachweisen werde. Mit Hinweisung darauf frage ich hier nur: wie konnten nun die H. Antragsteller anders als auf die oben von mir angenommene Weise ihren Antrag überhaupt zeitgemäss finden oder wie konnte die St. Petersburger Akademie, ohne mehr als liberal erscheinen zu müssen, mit der Abfassung der beantragten Werke geradezu den Seligen betrauen, da er sich doch von derjenigen Disciplin, auf die es dabei zunächst und am meisten ankam, wenigstens principiell fern hielt?

Nehmen wir hingegen an, dass die Herrn Antragsteller die Wörter „philologie, linguistique“ und „linguiste“ promiscue oder ohne den Schleicher'schen Unterschied gebrauchen, so müssen sie nach dem bisher Gesagten noch bereitwilliger zugeben, dass sie sich zu dem Seligen wirklich mehr als liberal verhielten. Denn insbesondere dann erscheint ihr Antrag vom Schleicher'schen Standpunkte aus betrachtet so augenscheinlich und vielfach verworren, dass ich es meinen unparteiischen Lesern füglich überlassen kann, und innerhalb der eng gezogenen Gränzen dieser Parallele auch muss, die Betrachtung selbst anzustellen. Ich begnüge mich daher ihre Aufmerksamkeit nach den ebenfalls cursiv hervorgehobenen Schlagwörtern des Antrags nur auf die folgenden Umstände noch hinzulenken.

Nach alledem, was ich über das Litauische vor auszuschicken fand, war es im J. 1862 und es ist leider auch heute noch wirklich „indispensable de soumettre les idiomes lithuaniens à l'examen le plus scrupuleux,“ wenigstens „au point de vue de la grammaire et de la lexicologie comparées,“ und doch konnten die H. Antragsteller nicht umhin den Seligen von der Vervollständigung seiner lithauischen Forschungen auf dem russischen Gebiete zu dispensieren! Er aber be-

¹⁾ Die deutsche Sprache. S. 118—121 und 127.

dankte sich dafür so herzlich, als wenn das dazumal gar nicht wahr gewesen wäre, was er später folgendermassen aussprach: ¹⁾ „Sprachen wissenschaftlich zu behandeln, die man nur aus lexicon und grammatik kennt, ist und bleibt eine missliche sache; die sprache steht einem da immer fremd gegenüber, man läuft gefahr manches völlig schief zu fassen und man wird nie so recht aus dem vollen schöpfen können. Es ist etwas ganz anderes um die auffassung einer sprache, die einem so zu sagen lebendig geworden ist, für die man wenigstens einigermaßen das hat, was man sprachgefühl zu nennen pflegt.“ Ein žamaitisches Sprach- und Wörterbuch wird aber sogar bis heute noch ganz und gar vermisst. Man kann sich hiernach leicht denken, wie misslich es um die Auffassung des Žemaitischen und des Litauischen überhaupt auch gegenwärtig noch sein muss.

Auch „les langues slaves“ überhaupt „demandent à être mieux exploitées que par le passé“ und zwar auch heute noch und fast in jeder Hinsicht. „Nequit enim, schrieb ich selbst noch im J. 1865 auf S. 8 meiner vorletzten Abhandlung, negari cognitionem slavicarum linguarum ipsarum usque ad hunc diem nimium quantum mancam esse, cum nec praestantissimo investigatori earum, Miklosichio, adhuc successerit grammaticae suae comparativae tomum secundum et quartum, formationem vocum et syntaxim complexuros, edi curare.“ Erst im vorigen Jahre ist das erste Heft seiner vergleichenden Syntax oder des vierten Bandes seiner vergleichenden Grammatik erschienen. Der zweite hingegen ist noch gar nicht angefangen worden. An Vorarbeiten dazu hat es übrigens H. Miklosich keineswegs fehlen lassen. Wann also und wie der zweite und vierte Band seiner vergl. Grammatik zu Stande kommen werden, das muss dahingestellt bleiben. Von der daselbst und in Schleicher's Compendium enthaltenen vergleichenden Lautlehre namentlich in Bezug auf die Consonanten glaube ich in der erwähnten Abhandlung zur Genüge nachgewiesen und in der serbisch-kroatischen ²⁾ auch ausdrücklich mit Recht ausgesprochen zu haben, dass die beiden Slawisten darin beinahe um ein halbes Jahrhundert zurück sind, obgleich dem letztern bei der Abfassung seines Compendiums, dessen erste Lieferung oder S. 1—352 bereits im J. 1861 erschienen ist, nicht nur die Beiträge Böhrtlingk's zur russischen Grammatik vom J. 1852, auf die es in dieser Beziehung zunächst und am meisten ankommt, sondern auch die von mir im

¹⁾ Beiträge zur vergl. sprachf. V, 118.

²⁾ Rad jugoslavenske Akademije znanosti i umjetnosti. 1868. IV, 126.

J. 1854 gemachte weitere Ausführung und Anwendung der Böhlingk'schen Andeutungen auf das Altbulgarische unstreitig zu Gebote standen, wie es sich weiter unten klarer herausstellen wird. Und doch nahm selbst H. Böhlingk auch nicht den geringsten Anstand im J. 1862 „à déclarer que M. Schleicher est à la hauteur de la linguistique moderne“!

Ferner sagen es uns die H. Antragsteller unumwunden, dass es „pour faire avancer la science de l'archéologie slave“ unerlässlich sei die slawischen und litauischen Sprachen überhaupt der strengsten Untersuchung „au point de vue de la grammaire et de la lexicologie comparées“ zu unterziehen, und doch beschränken sie sich sowohl in der kürzeren als auch in der längeren Fassung ihres Antrages bloss auf die Hauptdialekte des Slawischen und erlassen dem Seligen das lexicalische Moment in der letzteren ganz und gar, während sie es in der ersteren wenigstens implicite noch zu fordern scheinen, da es sich wohl von selbst versteht, dass durch das Wort „comparer“ mehr verlangt wird als „une grammaire comparée“ zu schreiben! Das reimt sich also auch nicht und zeugt somit auch für die Richtigkeit unserer Ansicht von der Liberalität der St. Petersburger Akademie um so mehr, als es feststeht, dass die slawischen Dialekte überhaupt so wie nach Schleicher ¹⁾ die russischen „für die slawische sprachwissenschaft in hohem grade wichtig sind“ und dass man auch in ihnen „den schlüssel finden kann zur erklärang mancher lautwechsel, die vorher räthselhaft erschienen.“ Ja noch mehr, man kann ohne sie nicht einmal das historisch beglaubigte Leben unseres Sprachstammes schlechthin schildern. „Wollten wir uns, schrieb neulich Förstemann, ²⁾ aus den literarisch erscheinenden sprachen eines sprachstammes die geschichte dieses sprachstammes bilden, so wären wir in demselben falle wie ein genealog, der nur die schriftsteller einer familie berücksichtigen wollte. Solch ein genealog könnte nie einen stammbaum, geschweige denn eine familiengeschichte schaffen, und der entsprechende sprachforscher könnte zwar sein werk eine sprachgeschichte nennen, aber es würde darum niemals eine sein.“

Um endlich wenigstens an einem Beispiele zu zeigen, dass sich dieselbe Akademie auch sonst mehr als liberal benimmt und dass

¹⁾ Beiträge zur vergl. sprachf. V, 123. Dasselbst auf S. 122 und 124 sind auch die oben nachfolgenden Äusserungen Schleicher's über das russische Lexicon von Dalъ (sprich: Dal mit weichem l) zu finden.

²⁾ Zeitschrift für vergl. sprachf. XVIII, 161 und 162.

ich berechtigt war oben auch der vitalsten Interessen der russischen Nation zu gedenken, kann ich nicht umhin bei dem eben berührten lexicalischen Momente noch einige Augenblicke zu verweilen und vor allem andern zu fragen: wie verhält es sich denn eigentlich mit der russischen „lexicologie“ in Russland selbst? Leider um vieles ungünstiger als z. B. mit der sanskritischen. In der Herausgabe des sanskritisch-deutschen Wörterbuches von Böhtlingk und Roth nämlich schreitet die besprochene Akademie sehr rüstig fort und wird es hoffentlich bald zu Ende führen, hinsichtlich des russischen dagegen scheint sie sich mit dem im J. 1847 herausgegebenen oder mit dem Dalʹ'schen und mit den dazu von ihr und anderen gesammelten und theilweise auch veröffentlichten Materialien und zwar auf lange noch begnügen zu wollen. Wenigstens schreibt eines ihrer hervorragendsten Mitglieder, Herr I. I. Sreznevskij in seinen „Bemerkungen über ein Wörterbuch der slawischen Dialekte“ unter anderm auch, dass „wahrscheinlich noch sehr viel Zeit vergehen werde, bis die sämtlichen Vorräthe zum russischen Wörterbuche in gehöriger Gestalt an's Tageslicht kommen werden.“ Man würde sich auch sehr täuschen, wenn man annähme, derselbe trachte das Missliche der Thatsache irgendwie zu bemänteln. Im Gegentheil er stellt es sogar viel greller dar als es wirklich ist, indem er z. B. das serbische Wörterbuch von Vuk Stefanović Karadžić, wie es zum zweitenmale in Wien 1852 herauskam, nicht nur den oben erwähnten russischen, sondern auch allen slawischen überhaupt und den meisten europäischen so entschieden vorzieht, dass er es nicht einmal der Mühe werth erachtet irgend welche Beweise dafür beizubringen ¹⁾. Ich glaube hingegen in meiner letzten Abhandlung ²⁾ hinlänglich dargethan zu haben, dass das Ka-

¹⁾ Zapiski imperatorskoj Akademii nauk. Sanktpeterburg 1866. B. IX, S. 231, wo das Urtheil in lat. Transscription so lautet: „Velikolëpnoe proizvedenie znatoka děla, sil'nago darovitostju i stojkostju, proizvedenie, ktoromu rovnago nët ni dlja odnogo iz Slavjanskich narëcij, a možet byt' v nëktorom otnošenii i ni dlja odnogo iz živych jazykov Evropejskich. Eto — slovar narëcija Srbskago narodnago, črezvyčajno bogatyj, obstojatel'nyj, vërnyj.“ Der früher angeführte Ausspruch desselben steht auf S. 243.

²⁾ Rad jugoslavenske Akademije. IV, 127—135. Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht umhin wenigstens die wichtigsten Druckfehler der Stelle zu berichtigen. S. 132, Z. 3 von oben lies *sujetom* statt *svjetom*; S. 133, Z. 8 von unten aber *sujeta* statt *svjeta* und Z. 1 daselbst 1854 st. 1856; S. 134, Z. 17 von oben *женитъ* st. *женитъ*. Was aber die Wörterbücher der todten slaw. Sprachen anbelangt, von denen zog ich daselbst auf S. 135 und 136 das Miklosichsche Lexicon palaeoslovenico-graeco-latinum emendatum

radzić'sche Wörterbuch den erwähnten russischen, diese aber mit den übrigen der lebenden slawischen Sprachen dem polnischen von Linde und dem böhmischen von Jungmann bedeutend nachstehen. Ich richtete dabei mein Augenmerk auch schon früher vorzüglich auf die Grundsätze, nach welchen die bedeutendsten derselben Wörterbücher verfasst sind, und fand, dass das Linde'sche und Jungmann'sche von der unseligen, durch die hervorragendsten Sprachforscher längst verurtheilten und trotz dem noch immer mit merkwürdiger Kühnheit hervortretenden Annahme, es könne sogar auch ein einziges Individuum das Sprachbewusstsein eines ganzen Volkes vollständig und getreu reflectieren, nicht minder frei sind als z. B. das deutsche der Gebrüder Grimm. Das Karadzić'sche und Dalb'sche hingegen leiden an dem Übel so stark und offenbar, dass es namentlich H. Sreznevskij leicht hätte wahrnehmen können und auch rügen sollen. Der berühmte Autodidakt Vuk gesteht es ja selbst ziemlich unumwunden zu und zwar gleich am Anfange seiner Vorrede, wo es unter anderm heisst, er habe auch die zweite Auflage seines Lexicons nach seinem Gedächtnisse verfasst. Dass auch das Dalb'sche so beschaffen ist, das wurde schon unter andern auch von Schleicher bemerkt, ob-

auctum (Wien 1862—1865) dem Daničić'schen Rječnik iz književnih starina srpskih (Belgrad 1863 und 1864) entschieden vor und glaube dafür auf S. 140—143, 147 und 164—167 so schlagende Gründe beigebracht zu haben, dass ich nicht umhin kann zuversichtlich zu hoffen, H. Sreznevskij werde nun nicht anstehen sein Urtheil über die beiden Wörterbücher (l. l. p. 222, 223 und 230) wesentlich umzuändern. Insbesondere aber sollte er ohne weiteres einräumen, Daničić sei nur als fleissiger Sammler und als treuer Nachahmer Miklosich's zu loben, sonst aber um so entschiedener zu tadeln, je mehr er sich es herausnimmt selbständig aufzutreten oder gar seinem Meister Vorwürfe zu machen, wie z. B. in den auf S. 141, 147 und 164 meiner kroatisch-serb. Abhandlung besprochenen Fällen. Vor dem Vostokov'schen Wörterbuch der kirchenslawischen Sprache aber gab ich dem Miklosich'schen auch schon in der hier vertheidigten Schrift hauptsächlich deshalb den Vorzug, weil dieses weit vollständiger oder, wie es H. Sreznevskij selber bezeugt, „gorazdo polnēe“ ist als jenes. Es fiel mir also nie ein die Glaubwürdigkeit der beiden Männer in Zweifel zu ziehen, geschweige denn ihr so nahe treten zu wollen, wie es H. Sreznevskij an den a. St. gegen Miklosich zu thun keinen Anstand nahm. Sonst aber steht selbst das Miklosich'sche Lexicon dem polnischen von Linde und dem böhmischen von Jungmann bedeutend nach. Ich bin davon längst und innigst überzeugt und werde es auch nachzuweisen trachten, insbesondere wenn mich dazu H. Miklosich bei der Einlösung des auf S. III abgegebenen Wortes oder sonst wie immer herausfordern sollte.

gleich ihm, wie er selbst gesteht, „nur geringe lexicalische hilfsmittel zu gebote standen.“ Denn in derselben Anzeige, wo das Geständniss vorkommt, bezeugt er auch ausdrücklich, dass in dem Dalb'schen Lexicon „citate sich nirgends finden und alles gelehrte wesen völlig ferne gehalten sei. Das buch, fügt er noch hinzu, beruft sich nur auf's volk und es ist zunächst auch nur für das russische Volk geschrieben.“ H. Sreznevskij aber weiss es eben so oder vielleicht noch besser als ich, dass ein solches Gebahren wenigstens so viel bedeute als sich zum alleinigen Träger des Sprachbewusstseins eines ganzen Volkes aufzuwerfen und dass eine solche Anmassung unter anderm auch desswegen zu rügen sei, weil es sich von selbst versteht, dass sich auch das wunderbarste Gedächtniss eines einzigen Individuums zu dem eines ganzen Volkes nur etwa so verhält wie z. B. ein Tropfen Wasser oder bloss ein Atom desselben zu einem ganzen Meere. Ich habe dafür in der oben berührten Kritik des Vuk'schen Lexicons auch einige so grässliche Belege beigebracht, wie sie mir bis jetzt in dem Dalb'schen gar nicht zu Gesichte kamen. Ausserdem ist dieses unstreitig vollständiger als jenes. Das akademische vom J. 1847 endlich steht namentlich seinen Grundsätzen nach in der Mitte zwischen den beiden einerseits, andererseits aber zwischen dem Linde'schen und Jungmann'schen, wie ich es bereits in der Recension der Buslajew'schen Grammatik kurz dargethan habe.¹⁾

Die mächtigen und unabhängigen Russen stehen also mit ihrer „lexicologie“ nach meiner innigsten Überzeugung nur hinter den schwachen und abhängigen Böhmen und Polen weit zurück. Nach H. Sreznevskij hingegen müssen dieselben darin sogar den Serben nachgeben, obgleich sich diese der türkischen Humanität und Cultur erst unlängst und nur theilweise entwunden haben und obwohl dieselben, um nur noch eines Gegensatzes zu gedenken, statt einer in der That kaiserlich ausgestatteten und seit dem J. 1724 bestehenden Akademie sich mit der bescheidenen südslawischen, die sie im Verein mit ihren nächsten Stammverwandten, den Kroaten, zu Agram erst vor zwei Jahren unter den schwersten Opfern gründeten, oder gar bloss mit der serbisch-literarischen Gesellschaft zu Belgrad begnügen müssen. Was soll man sich nun unter solchen Umständen davon denken, dass sich die St. Petersburger Akademie veranlasst fand lieber „la clef pour pénétrer plus avant dans la vie primordiale et dans le génie originaire“ der Litauer und Slawen suchen als den eben angedeuteten dringenden

¹⁾ Časopis musea království českého. 1862. S. 89.

und beschämenden Bedürfnissen abhelfen zu lassen? Ich werde meine Ansicht darüber erst dann ohne Rückhalt aussprechen, wenn wenigstens eine der beantragten Ursprachen erschienen sein wird oder wenn die Freunde und Verehrer des Seligen in Russland nicht anstehen werden die Interessen der slawischen Sprachwissenschaft sonst noch mehr zu verkennen als es bis jetzt der Fall war. Übrigens sollte die erstere Bedingung schon bald in Erfüllung gehen, da die dazu stipulierte Frist bereits am 30 Juni vorigen Jahres verstrichen ist. In der That aber kann es sich auch sehr leicht ereignen, dass uns selbst das „vrai plaisir“ mindestens eine der projectierten Ursprachen kennen zu lernen gar nicht zu Theil wird. Denn der Liberalismus des Seligen ging ohne Zweifel auch so weit, dass er es auch mit dem gegebenen Worte nicht so genau nahm wie andere minder liberale Leute. Einen Beleg dafür habe ich bereits auf S. 9 und 10 beigebracht. Der ist meiner unmassgeblichen Ansicht nach zu schlagend, als dass ich mich nicht entschliessen dürfte zur Beleuchtung des Schleicher'schen Liberalismus von einer andern Seite unmittelbar zu schreiten.

Nach dem bereits öfter angeführten Nekrologschreiber war der Selige „von seltener Schlichtheit in seinem Privatleben, mitunter abstossend, wo er sich nicht angezogen fühlte, barock in seinem Auftreten, exclusiv in seinen Neigungen.“ Auch „einige Herbigkeit des Wesens“ kam noch hinzu und trug nicht wenig dazu bei, was Schleicher „sehr bitter empfand“ oder „dass er es in Deutschland nicht zur Stellung eines ordentlichen Professors gebracht hatte.“ Solche Leute pflegen aber sehr empfindlich, gegen anders Denkende rücksichtslos und verletzend scharf, folglich auch sehr unduldsam oder unliberal zu sein. Buckle ¹⁾ schildert ähnliche Unglückskinder noch ungünstiger, indem er schreibt: „Der beste Beobachter und der tiefste Denker ist allemal der mildeste Richter. Nur der vereinsamte Menschenhasser, der über seine eingebildeten Leiden brütet, ist immer geneigt die guten Eigenschaften des Menschen zu unterschätzen und seine bösen zu vergrössern.“ Ich bediene mich des Epithets „ähnlich“ insbesondere desshalb, weil ich gar nicht geneigt bin mich damit irgendwie abzugeben, ob der Selige wirklich berechtigt war das erwähnte Unglück bitter zu empfinden und ob sich das mit der Ehre Deutschlands vertrage oder nicht. Darüber mögen sich die Deutschen selbst mit dem „vieljährigen Freunde“ Schleicher's zu verständigen

¹⁾ Geschichte der Civilisation in England von H. Th. Buckle. Übersetzt von A. Ruge. I, 1, 189.

trachten. Das wird ihnen, meine ich, namentlich mit Hilfe des Herrn Leskien leicht gelingen. Wir Slawen werden unterdessen in der entzückenden Hoffnung, dass wir durch die seltene Liberalität der St. Petersburger Akademie unsere Ursprache wenigstens schwarz auf weiss früher erhalten werden als unsere deutschen Vetter und Begründer der Sprachwissenschaft die ihrige, sicher mehr als genug daran haben vorläufig darüber nachzudenken, wie weit der literarische Liberalismus des unvergleichlichen Bildners von Ursprachen ging. Zu diesem Behufe trage ich nun kein Bedenken frank und frei zu erklären, dass sich Schleicher namentlich auf dem Gebiete des Litauischen, wo er seine Forschungen, wie es bereits nachgewiesen wurde, vorsehnell abgeschlossen hatte, um vieles empfindlicher und unbesonnener benahm, als man es nach dem bisher Gesagten vermuthen könnte. Er ertrug da nämlich selbst den leisesten und mit der grössten Achtung und Schonung seiner Verdienste kund gegebenen Widerspruch nicht und vergalt ihn mit einer Rücksichtslosigkeit, die ihres gleichen zu suchen hat.

So z. B. zog der um die polnische Grammatik insbesondere höchst verdiente Däne, G. W. Smith, ¹⁾ im litauischen Futurum *su* dem *sin* vor und bemerkte darüber das folgende: ²⁾ „*Quanquam non dubito, quin ea forma primae personae numeri singularis temporis futuri, quae literâ s emollita profertur, antiquior sit atque integrior, non tamen a me impetro, ut ita scribam. Vereor enim, ut illa forma etiam ad dialectum Insterburgensem pertineat, quae jam fere duo secula in literis populi Lituanici sola est usitata, nec mihi videtur peregrinis grammaticis licere antiquissimas quasque formas e dialectis eligere tanquam ad novam linguam literariam componendam.*“ Obgleich nun Schleicher da weder genannt noch gemeint war ³⁾ und obwohl ich gleich nachweisen werde, dass er sich von derartigen Versuchen praktisch keineswegs fern hielt, so konnte er doch nicht umhin die Bemerkung auf sich zu beziehen, mit der unschuldigsten Miene zu fragen, „wo habe er so etwas gethan“ und schliesslich die rein wissenschaftliche und loyalste Opposition Smith's gegen seine

¹⁾ Nach Schleicher selbst „ein tüchtiger kenner des slawischen und litauischen; namentlich aner kennenswerth ist seine belesenheit in den ältern litauischen sprachquellen“ (Beiträge zur vergl. sprachf. I, 496). Vergl. die Anmerkung 2 zur S. 29.

²⁾ De locis quibusdam grammaticae linguarum balticarum et slavonicarum. Havniae 1857. I, 75.

³⁾ Beiträge zur vergl. sprachforschung I, 385—388 vergl. mit II, 330 und 331.

linguistische Richtung nicht nur auf persönliches sondern auch auf nationales Gebiet so arg hinüberzuspielen, wie es aus den angeführten Stellen der Beiträge selbst leicht und sicher zu entnehmen ist. Ich finde daher nur noch den eben versprochenen Beweis zu führen.

Theoretisch war nun Schleicher allerdings weit davon entfernt die fraglichen Versuche auch nur zu billigen. Denn seine Sprachwissenschaft oder ¹⁾ „die Glottik theilt im wesentlichen ihre Methode mit der Naturwissenschaft überhaupt; sie tritt unmittelbar an ihr Object heran, welches wesentlich unverfälschbar ist. Eine Sprache kann nicht nachgemacht werden, so wenig als ein Naturorganismus.“ Praktisch aber nahm er es gar nicht so genau, da es erstens männiglich bekannt ist, dass und wie er bemüht war seine Landsleute mit einer neuen Schreibart zu beglücken oder eigentlich in die unselige Lage orthographischer Zänkereien zurückzuschleudern, die überwunden zu haben sich auch solche Nationen höchlich freuen müssen und mit Recht rühmen können, denen es nicht gegönnt war oder nicht gelungen ist in ihrer einmal festgestellten Schreibart eine so herrliche Literatur zu Stande zu bringen, wie es die neuhochdeutsche von ihren Anfängen an bis zu dem Schleicher'schen Attentate gegen sie unstreitig ist und bleiben wird, so lange der biblische Spruch: „Littera occidit, spiritus autem vivificat“ (II Cor. 3, 6) seine Geltung behält. ²⁾

¹⁾ Die deutsche Sprache. S. 121. Dass diese Stelle mit den „Sprachen Europa's“ grundsätzlich übereinstimmt, das habe ich zwar schon oben nachgewiesen. Es dürfte jedoch kaum überflüssig sein noch auf S. 2—5 der letzteren ausdrücklich hinzuweisen.

²⁾ Um in diesen national tief bewegten Zeiten nicht leicht missverstanden zu werden, kann ich mich nicht enthalten zu bemerken, dass ich über den Werth der deutschen Literatur im Vergleich mit der englischen und französischen beinahe ganz so denke wie Buckle (Geschichte der Civilisation in England. I, 1, 203 ff.). Insbesondere aber glaube ich kein Unrecht zu begehen, wenn ich, ausgenommen die Philosophie und die Sprachwissenschaft im allgemeinen, in den meisten der übrigen Disciplinen den Franzosen und Engländern vor den Deutschen den Vorzug gebe. In formeller Hinsicht dagegen räume ich den Franzosen mit aller Entschiedenheit die erste Stelle ein. Bei ihnen findet man erst „die Art und Kunst, die Gedanken, wie Funken, Schlag auf Schlag hervorzulocken, eine ganze Gedankenreihe in einer Sentenz, in einem Epigramm, wie in einem Brennpunkt zu concentriren und durch beleuchtenden Witz unvergesslich-klar zu machen. Die französische Darstellungsart nöthigt den Leser nicht, alle die Umwege auch wieder mit durchzumachen, in denen der Forscher erst vergeblich, was er suchte, zu finden gemeint hatte. Sie führt ihn mitten in die Sache. Sie

Weniger bekannt, aber nicht minder wahr ist die Thatsache, dass Schleicher nicht nur die Orthographie sondern auch das Wesen der böhmischen Schriftsprache zertrümmern und mit einem der drolligsten Kauderwälsche, die ich je zu hören oder zu lesen bekam, ersetzen wollte. Den schlagendsten Beweis dafür liefert uns sein offenes Schreiben an einen Böhmenlawen, allem Anscheine nach an den damaligen Professor der böhm. Sprache und Literatur an der Prager Universität, P. J. Koubek.¹⁾ Der öfter genannte „vieljährige Freund“ Schleichers scheint die Thatsache selbst oder wenigstens ihre Trag-

lässt die Hauptgründe für die Wahrheit ihrer Ansicht zum voraus ein Licht auf den ganzen Weg werfen, der nothwendig durchzumachen ist. Sie öffnet die Aussicht auf das Ziel, damit man ihm unverdrossen zueile“ (Conversations-Saal und Geister-Revue. Von Dr. H. E. G. Paulus. Stuttgart 1837. S. 301 und 302). „Alle unsere heutige Philosophen, heisst es nach Heine daselbst auf S. 354 zunächst gegen Schelling, vielleicht oft ohne es zu wissen, sehen durch die Brillen, welche der exjüdische Selbstdenker, Baruch Spinoza geschliffen hat.“ Das nimmt sich allerdings ziemlich ungetauft oder nichts weniger als exjüdisch aus, ganz unwahr ist es jedoch auf keinen Fall und wird sich hauptsächlich desshalb kaum je ganz richtig entscheiden lassen, weil namentlich die hervorragendsten der deutschen Philosophen ihre herrliche Muttersprache so missbrauchen, als wenn sie mit allen ihren angeborenen und erworbenen Vorzügen wirklich dazu da wäre die Gedanken zu verheimlichen statt sonnenklar kundzugeben — eine Unart, die nach Talleyrand vorzugsweise den Diplomaten eigen sein soll. Mit der Hegel'schen Philosophie aber verhält es sich noch ärger nach S. 90—93 desselben Conversations-Saales. Wie gewissenhaft ich übrigens bemüht sei neben aller Achtung der deutschen Verdienste um die Sprachwissenschaft den anderer Völker Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, das erhellt am meisten aus meiner kroatisch-serb. Abhandlung (Rad jugoslav. Akademije. IV, 110—112) und aus dieser Replik selbst.

¹⁾ O spisovnej češtině. Odevřený list cizozemského linguisty Čechoslovanovi. V Bonně, v komisi u Adolfa Marcusa 1849. Tiskem Breitkopfa a Härtela v Lipsku. Das Titel und Schlussblatt abgerechnet, ist das Schreiben 22 Octavseiten stark. Die letzte derselben enthält unter anderm das Datum vom 20 Juni 1849 und die Anfangsbuchstaben A. Š. statt des ganzen Namens des Verfassers. Derselbe will namentlich das Umlautgesetz, wodurch sich das Böhmische vom Mährischen und Slowakischen am merklichsten unterscheidet, abschaffen. Da ihm jedoch weder das Gesetz selbst noch seine Wirkungen noch auch sonst die Sprachen genau bekannt waren, so konnte das Machwerk unmöglich anders ausfallen als es oben angedeutet ist. Um das alles einigermaßen zu verdeutlichen und zu belegen, erlaube ich mir ein Stück der Stelle, wo den Böhmen das unsinnige Treiben der Neugriechen in der Beziehung zur Nachahmung empfohlen wird, von S. 7 und 8 herüberzunehmen und diejenigen Wörter darin, auf die es zunächst und am meisten ankommt, mittels cursiver Schrift hervorzuheben: „Za vzor

weite gar nicht gekannt zu haben,¹⁾ denn er kommt mir zu unparteiisch vor, als dass ich ihm zumuthen dürfte, er habe darauf absichtlich keine Rücksicht genommen, indem er sich über die Stellung des Seligen zu den Böhmen so vernehmen liess: „Niemand verstand es wie Schleicher die Eigenthümlichkeiten der beiden in Böhmen mit einander ringenden Sprachen zur Anschauung zu bringen, niemand durchschaute wie er die Germanismen der Slaven und die Slavismen der dortigen Deutschen.“²⁾ Aber gerade seine feine Kenntniss der slawischen Sprachen, die ihm z. B. wissenschaftliche Erörterungen auf Tschechisch in der Prager Gesellschaft der Wissenschaften ermöglichte, sollte ihm Unannehmlichkeiten bereiten. Als er sie mit der ihm eigenen Rücksichtslosigkeit auf die zum Theil sehr fadenscheinigen Producte der böhmischen *vlastenci* (Patrioten) anwendete, und manchem als neues Licht der Wissenschaft gepriesenen jungen Schriftsteller in Zeitschriften oder am Prüfungstisch seine Unwissenheit nachwies, entbrannte der Zorn dieser Leute gegen den verhassten Eindringling aus dem Reich, der sich gar auch in ihr literarisches Treiben mischen wollte. Eingeweihte versicherten damals, dass die polizeilichen Belästigungen, denen Schleicher eine Zeitlang während des Prager Belagerungszustands ausgesetzt war, mit dem

můžeme českým vlastencům představití nejnovější *dějepis* novořeckého národu a jeho jazyka. Řecký národ, jazyk a literatura, — slovem celý národní život *Řekův* — *utlačením* na žalostnou mizinu přišel, *více* než čeština německými, nacpala řečtina tureckými *slovmi* svůj slovník; *skloňování a časování* ještě *více* než v češtině se zhoršilo a celá řeč od svéj dávnej krásy *do nejhlubšího* úpadku se octnula. Ale jaková jest už nyní. *Ať* čteme plody *novější její* literatury, *ať* vstoupíme *do kostelův*, *do společností* a posloucháme *kazatela* a vůbec vzdělané *lidy* — najdeme mluvu nejen čistou od každého tureckého slova, *ale* i to, co mnohem *vážnější* jest, najdeme že starořecké *grammatikální* formy zhusta v *obyčej* *do spisovnej* a vůbec vzdělanej *konversační* řeči se uvedly.“

¹⁾ Worüber sich übrigens nur etwa diejenigen einigermassen aufhalten könnten, die da nicht wüssten, dass das Machwerk sogar solchen Männern völlig unbekannt blieb, die sich die grösste Mühe genommen hatten eine vollständige Bibliographie der Schleicher'schen Werke zu Stande zu bringen, wie z. B. der oben erwähnte H. Sreznevskij (*Zapiski imp. Akademii nauk.* 1866. IX, 246—253 und 1867. X, 117—121).

²⁾ Auch darin sehe ich nur einen Beleg dafür, dass der Schreiber kein Sprachforscher ist: denn sonst hätte er allem Anscheine nach Anstand genommen die syntaktischen Kenntnisse Schleichers, der sich um die Syntax überhaupt gar wenig kümmerte, so überschwänglich zu loben.

Unwillen dieser Leute gegen ihn im Zusammenhang ständen. Gewiss ist dass sogar eines Morgens in Folge von Denunciationen gegen seine politische Haltung Hausdurchsuchung bei ihm gehalten wurde.“

Hierauf folgt der bereits angeführte Absatz über den Liberalismus Schleichers. Wer ausserdem nur noch das damalige Gebahren des staatenbildenden Wesens unserer Deutschthümer unter den Fittigen Bach's aus eigener Erfahrung kennt und nicht die Ehre oder die Lust hat unter diejenigen zu gehören, die unter Acten zur Welt kommen, erwachsen, vegetieren, schliesslich begraben und nur von ihres gleichen beweint werden: der wird, er mag deutsch oder böhmisch reden, gewiss keinen Anstand nehmen sich mit mir darüber zu wundern, dass einem so weit gehenden oder rücksichtslosen Liberalismus, wie es der Schleicher'sche unstreitig war, an und für sich nichts ärgeres passierte und dass Schleicher „später von einem hochgestellten Manne gar auch gebeten wurde das Vorgefallene zu vergessen.“ Übrigens kann uns der H. Nekrologschreiber wohl auf's Wort glauben, dass es auch dazumal schon auch solche böhmische Patrioten in Menge gab, denen die dem Seligen eigene Rücksichtslosigkeit weder am Prüfungstisch noch in Zeitschriften was anhaben konnte und die doch berechtigt waren über sein offenes Schreiben mehr als bloss unwillig zu sein. Dasselbe war ja gegen eine Schriftsprache, die wenigstens um ein Jahrhundert früher und zweckmässiger¹⁾ festgestellt wurde als die neuhochdeutsche, und, um nur noch eines Momentes der damaligen Sachlage zu gedenken, gerade zu der Zeit gerichtet, wo meine Landsleute, die Slowaken, gegen die seit jeher bestandene literarische Einigkeit mit den Böhmen so energisch thätig waren, dass ich selbst nicht umhin konnte ihnen mit Vorbehalt beizutreten, indem ich meine Erstlingsarbeit²⁾ unter der Bedingung „si nos spes

¹⁾ Beweis dessen unter andern der Umstand, dass die Grundsätze, nach welchen das lateinische Alphabet für das Böhmische eingerichtet wurde, von den ausgezeichnetesten Sprachforschern unserer Tage befolgt werden, nachdem darauf schon E. Rask einer der genialsten Mitbegründer der vergleichenden Sprachwissenschaft, angetragen hatte (*Commentatio de pleno systemate decem sibilantium in linguis montanis, item de methodo Ibericam et Armenicam linguam literis Europaeis exprimendi*. Hafniae 1832). Eine Anzeige davon findet sich unter andern auch im *Časopis čes. Museum*. 1833. S. 434—438.

²⁾ *Grammatica linguae slovenicae, collatae cum proxime cognata bohémica*. Schemnitzii 1850. p. XIII. Nach S. XX „in concinnandis regulis syntacticis praestantem Grammaticam linguae polonicae a Smithio (Berlin 1845) editam secutus sum,“ wie es in der Note 20 zur S. 8 der hier vertheidigten Abhandlung genauer angegeben ist. Ich war also diesem wahren und anspruchs-

restituendi benefici nexus literarii cum Bohemis reapse penitusque frustaretur“ herausgab. Es ist mir aber weder dazumal noch sonst je eingefallen das offene Schreiben Schleichers in der Hinsicht irgendwie zu berücksichtigen oder es den Böhmen übel zu nehmen, dass sie dasselbe der bereits angedeuteten Verachtung preisgegeben haben.

Auch jetzt hätte ich das Machwerk am liebsten todgeschwiegen, wenn es namentlich in Anbetracht der zur S. 3 gemachten Note 2 von durchaus keinem Belang wäre die von Smith principiell angeregte Frage wenigstens so zu stellen und gehörig zu beantworten, ob und inwieweit namentlich Kumutatis dem Versuche seine im Sterben begriffene Muttersprache durch das noch ziemlich rüstige Niederlitauisch zu erquicken abhold war. Ich glaube jedoch diesmal auf die Frage nicht weiter eingehen zu sollen, weil mich das zu weit führen würde und weil ich mir schmeichle meine unparteiischen Leser durch die bisherige Auseinandersetzung für das Nachfolgende hinlänglich vorbereitet zu haben. Sollte es ihnen sogar mehr als hinreichend erscheinen, so erlaube ich mir noch hinzuzufügen, dass ich dabei auch des H. Leskien zu gedenken hatte, der nicht umhin konnte mir unter andern auch das auf S. 411 vorzuwerfen, ich „hätte es nicht lassen können an passenden und unpassenden stellen“ meiner Abhandlung gegen den Seligen „alles auszuschütten, was mir auf dem Herzen lag.“ Wie es sich damit weiter verhalte, das wird, hoffe ich, aus dem Nachfolgenden zur Genüge hervorgehen.

Da frage ich nun vor allem andern: lag es denn nicht schon seit geraumer Zeit im best verstandenen Interesse unserer Disciplin einem solchen „enfant terrible,“ als zu welchem es der Selige vermöge seines sehr weit gehenden und rücksichtslosen Liberalismus und kraft der übrigen eben nachgewiesenen Eigenschaften gebracht hatte, wenigstens so energisch entgegen zu treten, wie es in meiner vorletzten Abhandlung geschehen ist? Unter günstigeren Umständen, als es die daselbst auf S. 18 und 19 angedeuteten sind, hätte ich sogar schon früher auch nicht das geringste Bedenken getragen dem Glottiker vom reinsten Wasser die „fines, quos ultra citraque nefas consistere rectum,“ mit einer noch kaustischeren Feder oder etwa so zu zeigen, wie ich es in der Apologie meiner böhmischen Syntax ¹⁾

losen Förderer unserer Sprachforschung seit jeher um vieles mehr verpflichtet und zugethan, als dass mich die Misshandlung, welche ihm von Schleicher zugefügt wurde, hätte gleichgültig lassen sollen und können.

¹⁾ Obrana skladby prof. Martina Hattaly proti p. J. Frantovi Šumavskému a proti jakémusi *n. V Praze 1855. Dieselbe Syntax bildet den ersten Theil

gegen denselben Schlendrian, mit welchem Schleicher selbst in seiner Weise aufzuräumen vor mir angefangen hatte,¹⁾ zu thun genöthigt war. Denn er bethätigte ausser den eben geschilderten Eigenschaften auch manche andere mitunter noch kläglichere schon längst namentlich auf dem Gebiete unserer Sprachforschung in einer so empörenden Weise, dass es mich wirklich keine geringe Mühe kostete meiner Erbitterung darüber in der besprochenen Abhandlung innerhalb der Grenzen des literarischen Anstandes Worte zu leihen.

Nach H. Leskien aber ist mir nicht nur das nicht gelungen, sondern ich soll mich gegen den Seligen sogar höchst ungerecht und zum Nachtheil des behandelten Gegenstandes benommen haben. Denn was die Anzahl der Angriffe anbelangt, darüber lässt er sich am Ende seiner Apologie (S. 444) so vernehmen: „So unglaublich es scheinen mag, so kommt es einem beim lesen der schrift je länger je mehr vor, als sei der ganze slawische consonantismus dem verfasser eigentlich nur nebensache und die langen ausfälle gegen Schleicher und gelegentlich gegen Miklosich die hauptsache.“ In der That aber verhält sich die Sache geradezu umgekehrt. Man kann sich davon insbesondere mit zu Hilfenahme der Seitenzählerei, die, nach S. 406 zu urtheilen, meinem jüngsten Gegner ungemein zuwider ist, sehr leicht überzeugen. Meine Schrift ist bekanntlich, das Titelblatt mit eingerechnet, auf 104 Quartseiten nichts weniger als verschwenderisch abgedruckt und zerfällt wie gewöhnlich in zwei Theile. Der erste von ihnen oder der allgemeine von S. 2 bis 25 befasst sich nun so augenscheinlich vorwiegend mit Schleicher wie der zweite oder besondere mit Miklosich. Selbst der flüchtigste Überblick der S. 25—104 nämlich lässt keinen Zweifel darüber aufkommen, dass sich beinahe eine jede von ihnen mehr oder weniger auf Miklosich bezieht und bezeugt, wie sorgfältig ich bemüht war den auf S. 7 und 17 mit der grössten Schonung ausgesprochenen und kurz nachgewiesenen schweren Vorwurf, er sei „in explicandis consonantibus slavici im-

meiner „Srovnávací mluvnice jazyka českého a slovenského,“ die erst im J. 1857 vollständig herauskam und von Schleicher (Beiträge zur vergl. sprachf. I, 245—255) nicht nur „ausführlich und anerkennend,“ wie es H. Leskien auf S. 412 bezeugt, sondern auch so rücksichtsvoll besprochen wurde, dass ich mich von einer besonderen Einsprache dagegen nur darum enthielt, um einem für solche Fälle früher gefassten Entschlusze nicht untreu zu werden.

¹⁾ Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien. Wien 1850, S. 725—756 und 1851, S. 269—310.

primis ab exemplo sponte et ultro ad imitandum sibi proposito“ oder von J. Grimm abgewichen, d. h. beinahe um ein halbes Jahrhundert zurückgeblieben, eingehender und rein objectiv zu begründen. Ausserdem kam es mir natürlich auch darauf an in derselben Weise darzuthun, dass H. Miklosich unmöglich der Mann sein könne, dem es zukäme die Königinhofer Handschrift bloss auf seine Auctorität hin oder so zu verdächtigen, wie es von S. 60 meiner Schrift zu entnehmen ist und weiter unten genau angegeben wird. Es fiel mir also gar nicht ein dem Seligen vor Miklosich den Vorzug zu geben oder dieselben überhaupt, insbesondere aber so gleichzustellen, wie es mir H. Leskien unter andern auch auf S. 439 zumuthet, indem er mich beschuldigt, ich habe „es gewagt, leuten wie Schleicher und Miklosich vermeinte fehler in einem tone vorzuwerfen, als seien sie gegen mich nur schulbuben.“ Um meinen unparteiischen Lesern die Beurtheilung auch dieser Schulbüberei zu erleichtern, hebe ich noch nachdrücklicher hervor, dass ich insbesondere in dem zweiten Theile meiner Abhandlung selbst den Schein der von H. Leskien gemeinten Bevorzugung Schleichers vor Miklosich vermeiden wollte, indem ich darin auf den Seligen bloss dreiundzwanzigmal und zwar meistens in den Noten und in einem Tone Rücksicht nahm, der allerdings von einer bedeutenden Geringschätzung eingegeben ist und von dem gegen Miklosich ohne die geringste Unterbrechung eingehaltenen augenscheinlich absticht. Das erstere anlangend, habe ich den besprochenen Theil abermals sorgfältig durchgesehen und fand nur die folgenden Seiten und Noten, deren Zahlen ich den Seitenzahlen mit oder ohne + decimalbruchartig beifüge ¹⁾ als hieher gehörig: 36+₉₃ et ₉₆, 43, 47+₁₃₀, 49₁₃₁, 51, 53₁₄₄ et ₁₄₅, 60₁₅₈, 66₁₇₅, 76+₂₀₄, 84₂₂₁ et ₂₂₂, 89₂₃₂, 90+₂₃₅, 94₂₄₈, 96₂₅₇, 102₂₇₂ und 103.

Aus dieser Zusammenstellung selbst geht es schon klar hervor, dass ich dem Seligen in dem von S. 25—104 reichenden Texte nur siebenmal und zwar auf S. 36, 43, 47, 51, 76, 90 und 103 begegnete. Schlägt man aber bloss diese Stellen nach, so findet man unter andern leicht, dass meine Ereiferung gegen Schleicher gar nicht so masslos war, wie es mir H. Leskien zu zumuthen keinen Anstand nimmt, da ich seinen Meister sogar gegen Miklosich auftreten liess und zwar auf S. 43 allein, auf 51 aber wenigstens nach Bopp und Böthlingk. Auch sonst trachtete ich die demselben verabreichten

¹⁾ Um anzudeuten, dass die ohne + zusammengestellten Zahlen nur die Anmerkungen, die mit + aber sowohl den Text als die Noten bezeichnen.

meist bitteren Pillen namentlich in den Noten einigermaßen zu versüssen. In der 96 z. B. führe ich ihn mit Bopp gegen Böhlingk an, in der 204 und 222 bekenne ich zwei Fehler, die ich einst mit und nach ihm begangen hatte usw. Was aber den Umfang der eigentlichen Angriffe anbelangt, keiner von ihnen ist so gross wie z. B. die Note 24 auf S. 10—12 des ersten Theiles. Selbst der grösste von ihnen auf 47+₁₃₀ nämlich nimmt beinahe um zwei Drittel weniger Raum ein als jene von H. Leskien besonders hart, aber, wie es sich bald zeigen wird, nichts weniger als glücklich bekämpfte Note. Die auf 43 und 53₁₄₄ et ₁₄₅ stehenden sind noch kürzer, zur Rechtfertigung aber meiner Erbitterung gegen den Seligen so vorzüglich geeignet wie die zu den kürzesten gehörenden auf 60₁₅₈ und 66₁₇₅. Sie werden als solche ihrem Inhalte nach bald zur Sprache kommen. Fünf von den übrigen haben sich bereits als keine eigentlichen Angriffe herausgestellt. Es bleiben also hier nur noch elf zu kennzeichnen. Drei von diesen nun sind allerdings sehr grimmig, schulbübisch aber kaum. Der erste von ihnen enthält nämlich den nächsten Grund davon, warum ich abgeneigt bin mich im zweiten Theile meiner Schrift mit Schleicher viel abzugeben. Er steht auf S. 36 und bezieht sich auf die von dem Seligen in seinem Compendium entweder vergessene oder absichtlich hintangesetzte Steigerung des *y* in *va*. Denn, nachdem ich daselbst mehrere schon von Miklosich hinlänglich nachgewiesene und bekannte Einzelheiten darüber beigebracht hatte, fahre ich so fort: „Contra utrum ea omnia Schleicher novissime non meminerit, an consulto et cogitate negligat, non liquet quidem, sed habita praesertim vitiorum, quae illi supra exprobranda duxi, ratione scire nostrâ parum, paene dixi, nihil interest.“ Die auf 76 und 96₂₅₇ stehenden Erwähnungen sind noch weniger schmeichelhaft. Sie betreffen beide die Quintessenz der Schleicherschen Sprachwissenschaft oder die auf S. 9—12 insbesondere hart mitgenommenen Grundformen desselben und zwar der erste so: „nisi Schleicheri aliorumque ejusdem farinae hominum more ficta factis antepondere soleat;“ der zweite aber schliesst meine Betrachtung über den uralten slowak. Acc. sing. *matera* folgendermassen: „vae rarissimo illi vocabulo, si in eruditas Schleicheri manus inciderit!“ Diese zwei Stellen bezeichnet H. Leskien auf S. 429 unter * einfach als höchst unanständig. Daz sie es aber eo ipso nicht sein müssen, das versteht sich wohl von selbst und reicht zu meinem gegenwärtigen Zwecke vollkommen hin. Den von der Steigerung des *y* zu *va* hergeholten Vorwurf hingegen trachtet derselbe auf S. 425 durch die Annahme als „unberechtigt“

nachzuweisen, ich hätte es „sehr gut wissen können, dasz es im compendium auf jene erscheinung natürlich desswegen nicht ankam, weil sie nur an zwei beispielen (*kvasъ* und *chvatiti*) vorkomme, diese aber als vereinzelt für das verhalten der u-reihe im slawischen und deren verhältniss zu den indogermanischen u-vocalen ganz gleichgültig seien, während die vertretung von urspr. *au* durch *u* im slawischen gesetz sei.“ Ich schäme mich aber gar nicht unumwunden zu gestehen, dasz ich das alles bis heute nicht weisz und zwar hauptsächlich desswegen, weil ich es bis jetzt nicht begreifen konnte, wie und warum man eine Unzahl von Beispielen, in welchen die Steigerung der Wurzeln *kys* und *chyt* zu *kvas* und *chvat* bei allen Slawen bis heute laut ihrer nächsten besten Wörterbücher mehr oder weniger zum Vorschein kommt,¹⁾ bloss auf zwei reducieren oder gar selbst diese zwei vereinzelt nennen und so geringschätzen sollte und dürfte, wie es H. Leskien thut. Natürlicher und schicklicher ist es, glaube ich, anzunehmen, der Selige habe die besprochene Steigerung eben so verlernt wie die des *u* zu *i*. Sein Vertheidiger aber hat die letztere noch gar nicht erlernt. Um nicht zu sehr aus dem Zusammenhange zu kommen, behalte ich mir vor die beiden Sätze an einer andern Stelle zu beweisen. Hier füge ich nur noch das hinzu: die übrigen acht Vorwürfe sind rein objectiv gleich allen denjenigen, die sich auf Miklosich beziehen. Diese sind aber so zahlreich und so augenscheinlich meist in die Noten verlegt, dass man über die Kühnheit, mit welcher H. Leskien seinen Meister trotz alledem in *slavicis* sogar über Miklosich zu stellen und mich der Hintansetzung des Gegenstandes zu zeihen bemüht ist, höchlichst staunen müsste, wenn er nicht noch viel eclatantere Belege derselben zum besten gegeben hätte.

Derselbe bethätigte nämlich seinen Muth noch bedeutender insbesondere dadurch, dass er auch nicht das geringste Bedenken trug die Ursachen meiner Erbitterung gegen Schleicher ausserhalb meiner Schrift und nicht in derselben zu suchen, obwohl sie darin nicht nur an den oben bezeichneten fünf Stellen sondern auch an mehreren anderen ziemlich unumwunden darliegen. Wer also meine Schrift in

¹⁾ Z. B. bei den Böhmen: *kvas*, *kvasiti*, *kvasnice*, *kvasný*, *kvasový* und andere; *chvat*, *chvátati*, *chvatiti*, *chvatnouti*, *chvátavý*, *chvatný* usw. Übrigens kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, dass ich mich hier auf die zwei Wurzeln nur desswegen beschränke, weil ich nicht zweifle, dass sie zur Widerlegung H. Leskien's vollkommen hinreichen. Es giebt also nach meiner Ansicht auch andere derartige Wurzeln, z. B. *kyp* in *kypěti*, gesteigert *kvap* im böhm. *kvapiti*, pol. *kvapić* u. a.

der Hinsicht einer unbefangenen Prüfung unterzieht, der wird leicht gewahr werden, dass die Differenzen zwischen mir und Schleicher viel tiefer liegen und nicht bloss älter sondern auch wichtiger sind, als es die Leskiensche Apologie glauben machen möchte. Sie betreffen nämlich in erster Linie die Grundsätze und somit auch manche der bedeutendsten Probleme unserer Disciplin oder, um es mit L. Lange ¹⁾ endgültig zu sagen, „sie sind nur eine einzelne Äusserung des allgemeinen Gegensatzes zwischen Materialismus und Idealismus, zwischen Sensualismus und Spiritualismus, des Gegensatzes, welchen die Philosophie in allen seinen Äusserungen zu verfolgen und schliesslich auszugleichen hat.“ Denn soweit es den Seligen angeht, von dem braucht es ja nicht erst nachgewiesen zu werden, dass er den materialistischen „Standpunkt, mit dem der Gegensatz der linguistischen zur philosophischen Richtung so scharf, wie nie zuvor, bezeichnet ist, am entschiedensten vertrat.“ Seine Sprachwissenschaft oder die Glottik bekümmerte sich wirklich um die geistige Seite der Sprachen oder um ihre Syntax gar wenig. Dafür oder darum war aber sein Glaube an die Genauigkeit und Untrüglichkeit seiner Beobachtungen und Schlüsse z. B. über die Wurzeln nichts weniger als schilfrohrartig und ungleich mehr als bloss felsenfest. In seinem Kampfe um das Dasein zeichnete sich derselbe insbesondere dadurch aus, dass er weder um die Waffen selbst noch um die Wahl und Führung derselben namentlich gegen uns Slawen je verlegen war. Und obgleich „ihm jede Agitation, zumal eine heimliche,“ wie uns sein vieljähriger Freund versichert, „gänzlich fern lag,“ so gelang es ihm doch seinen Mitforschern so gewaltig zu imponieren, dass ich unter ihnen nur einen einzigen kenne, der sich von dem Seligen noch weniger einschüchtern liess als meine Wenigkeit. Ich meine den rühmlichst bekannten Sprachphilosophen, Herrn Steinthal. Der tritt nämlich der Schleicherschen Sprachwissenschaft seit jeher so muthig und energisch entgegen, wie ich es erst in der besprochenen Schrift zu thun versuchte. Früher hingegen bekämpfte ich zwar den Seligen auch sehr anhaltend, aber stets rein objectiv und am meisten deswegen, weil wir uns seit jeher principiell entgegen standen. Es ist mir nämlich bis auf den heutigen Tag noch nicht gelungen alles Geistige auch nur so von mir abzustreifen oder in den Sprachen zu

¹⁾ Die Bedeutung der Gegensätze in den Ansichten über die Sprache für die geschichtliche Entwicklung der Sprachwissenschaft S. 17. Dasselbst auf S. 16 ist auch der nachfolgende Ausspruch begründet.

verkennen, wie es der Vertheidiger Schleicher's zur Schau trägt. Ich befasste mich sogar seit dem J. 1854 oder nach der Veröffentlichung meines ersten böhmischen Werkchens über die böhmisch-slowakischen Laute, worüber sich der Selige an den auf S. 2 und 4 der besprochenen Schrift angegebenen Stellen anerkennend, aber sicher rücksichtslos aussprach, vorwiegend mit der Syntax und gelangte dadurch auch hinsichtlich der Laute und Formen zu Resultaten, die derselbe noch vornehmer zu ignorieren für gut fand als die Steinthalschen. Es lag mir also natürlich nicht wenig daran zu versuchen, wie es sich eigentlich mit seinem passiven Widerstande mir gegenüber verhalte. Zu diesem Behufe legte ich unter andern auch den Zweck meiner Abhandlung auf S. 12 derselben ziemlich herausfordernd oder so dar: „Ut fere fit, huic quoque disputationi tam arti fines constituti sunt, ut eam viam, quam ad explicandos cumulos consonantium slavicarum praeunte praesertim sagacissimo O. Böhlingkio annis abhinc undecim aperui, ceteris et nominatim a Schleichero trita rectiorem et securiorem esse nunc quoque solum luculentius probare quam perficere mihi liceat.“ In der Note 55 auf S. 22 führe ich sogar die Stelle wörtlich an, wo ich bereits im J. 1854 die nach H. Leskien auch jetzt noch und allein seligmachende Lehre Schleicher's über die vollständige Assimilation in Bezug auf unsere Consonantenänderungen eben so klar als entschieden verwarf. Seine Ansicht aber über die Bestandtheile der indoeuropäischen Wurzeln kam mir schon früher als Köhlerglaube vor, wie es aus der Einleitung oder aus S. 3 und 4 meiner Abhandlung selbst zur Genüge hervorgeht.

Diese und ähnliche Thatsachen drängen sich einem beim Lesen meiner Schrift so zu sagen von selbst auf. Das oben erörterte Verhältniss Schleicher's zu der St. Petersburger Akademie hingegen würdigte ich selbst in meiner kroatisch-serbischen Abhandlung noch keiner Rücksicht, obgleich es mir wahrlich weder an Berechtigung noch an Muth dazu je mangelte. Ich hütete mich vielmehr sorgfältigst darauf auch nur anzuspieren und zwar hauptsächlich deswegen, weil ich stets möglichst bemüht war „non cum homine sed cum causa dissidere“ und weil ich mehr als einen Grund hatte von diesem Grundsatz namentlich in Bezug auf dieselbe Akademie, deren correspondierendes Mitglied ich seit dem 10 Januar 1863 zu sein die Ehre habe,¹⁾ nicht abzuweichen. Der Selige aber scheint ungeachtet

¹⁾ Bulletin de l'Académie impériale des sciences de St.-Petersbourg. T. V, p. 569.

der Geringschätzung, die er mir gegenüber zur Schau trug, sogar gefürchtet zu haben, dass meine vorletzte Abhandlung seinen in klingende russische Rubeln umzusetzenden Ursprachen doch verderblich werden könnte, da er keinen Anstand nahm gegen dieselbe ein solches Heidengeschrei erheben zu lassen, wie es nach meiner unmassgeblichen Ansicht die Leskien'sche Apologie ist. Als so was erweist sie sich gleich in ihrer Einleitung. Dieselbe geht nämlich von einer Notiz aus, die jemand über ein Gespräch, welches er mit mir über Russland und dessen Stellung zum Slawenthum gepflogen haben soll, in den „Petersburgskija vědomosti“ vom J. 1866, 30 Dec. abdrucken liess und wo unter andern auch das Folgende zu lesen sei: „Schleicher hält er (d. i. Hattala) für einen sehr oberflächlichen philologen, und was die hauptsache ist, kann ihm nicht verzeihen, dass er das slawenthum von oben herab behandelt, als ein abgelebtes element. Jetzt ist professor Hattala damit beschäftigt, seine lateinisch geschriebene Abhandlung zu beenden mit dem zwecke, die fehler und unzuverlässigkeiten nachzuweisen, die von Schleicher in bezug auf slawische philologie begangen sind. Da er den von unsern (d. h. den russischen) slawisten (Sreznevskij, Biljarskij, Grigorovič) erreichten resultaten gerechtigkeit widerfahren lässt, vermag er sich auf keine weise zu erklären, warum viele bis auf die gegenwart deutschen gelehrten den vorzug geben, sogar in solchen fragen, die vorzugsweise von russischen oder auch gelehrten andrer slawischer völker gelöst werden könnten. Professor Hattala glaubt, dass die deutsche wissenschaft sich niemals unparteiisch zum slawenthum verhalten wird.“

Herr Leskien hebt mit dieser Stelle ausdrücklich „desswegen an, weil durch sie die tendenz und der eigentliche zweck der darin angekündigten schrift klar genug dargelegt werde.“ Am Schlusse seines Beitrages aber giebt er selbst zu, man müsse in derselben Stelle „zwischen den zeilen zu lesen verstehen, wenn man die veranlassung“ meiner „erbitterung gegen Schleicher erkennen wolle. Da jedoch, meint er zuletzt, persönliches mit der wissenschaft nichts zu thun habe, so könne er natürlich auf diese dinge nicht eingehen.“ Hiernach hätte er sie wohl auch eingangs nicht berühren oder wenigstens die nationalen ausser Acht lassen sollen und zwar auch desswegen, weil meine Schrift auch davon ganz und gar frei, sonst aber so beschaffen ist, dass man in ihr gar nicht zwischen den Zeilen zu lesen braucht, wenn man ihre Tendenz, ihren eigentlichen Zweck

und die Veranlassung meiner Erbitterung gegen den Seligen wirklich erkennen und unbefangen würdigen will.

Was aber die Notiz selbst anbelangt, die ist mir nur nach dem Leskien'schen Auszuge aus ihr bekannt. Ich war bis jetzt nicht einmal in der Lage diesen mit dem Original zu vergleichen. Woher hatte ihn also H. Leskien, von Schleicher oder von Russland aus direct? Wer sollte nun das letztere glauben und nicht versucht sein Herrn Leskien die Urheberschaft der besprochenen Apologie wenigstens in der Hinsicht streitig zu machen? Ich werde das aber getrost bleiben lassen und einzig und allein dafür sorgen, dass demselben alle Lust vergehe sich der Apologie jemals zu rühmen. Zu diesem Behufe trage ich nun kein Bedenken offen zu erklären, dass mein eigentliches Urtheil über den Seligen als Sprachforscher und über seine literarischen Beziehungen zu den Slawen überhaupt und zu den Russen insbesondere schon längst und um vieles ungünstiger gefällt ist, als man es nach der besprochenen Notiz der Petersburger Zeitung annehmen möchte. Der letzte Satz derselben hingegen weicht von meiner ebenfalls schon längst gefassten und durch mein bisheriges Leben und Weben hinlänglich bethätigten Ansicht über das Verhältniss der deutschen Wissenschaft zum Slawenthum so himmelweit ab, dass ich nicht umhin kann ihn auf das entschiedenste von mir zu weisen und anzunehmen, dass ihn entweder sein Urheber schlecht verfasst oder H. L. ebenso verfälscht hat, wie die meisten und mitunter die wichtigsten Stellen meiner Schrift, um so den von mir gegen Schleicher eingenommenen rein wissenschaftlichen Standpunkt sogar auf nationales Gebiet verlegen zu können. Wäre ich gegen die deutsche Wissenschaft wirklich so eingenommen und gegen das Gedeihen unserer Disciplin so gleichgültig oder gar so feindselig gesinnt, wie es mir H. L. zu zumuthen keinen Anstand nahm, so hätte ich namentlich seinen Beitrag sicher einfach verachtet. Ich bin es aber nicht und war es nie. Im Gegentheile ich bin längst davon überzeugt, dass es unter den Deutschen auch gegen uns Slawen unparteiische Männer giebt, gab und stets geben wird. Als einen solchen habe ich erstens den anonymen Anzeiger meiner Schrift im Literarischen Centralblatt (1868, 4 Jan. oder Nro 2, S. 38—41) dankend anzuerkennen. Einen zweiten bezeichnete ich schon oben in dem anonymen Nekrologschreiber und vieljährigen Freund Schleicher's und zwar unter andern auch desshalb, weil ich glaube mit Recht annehmen zu können, dass er namentlich den Leskien'schen Beitrag vor Augen hatte, als er es nicht lassen konnte ausdrücklich hervor-

zuheben, der Selige habe seinen naturwissenschaftlichen „Standpunkt sogar mit einer für anders Denkende und an andere Behandlungsweisen Gewöhnte bisweilen verletzenden Schärfe geltend gemacht, besonders da wo er über die indogermanische Sprache hinaus kühne Streifzüge unternahm und noch kühnere Hypothesen aufstellte.“ Denn das geht ja offenbar und vorzüglich die Schleicher'schen Grundformen und Ursprachen an und es wird bald klar werden, dass dieselben gegen niemanden so verletzend scharf vertheidigt wurden als gerade gegen meine Wenigkeit.

Es versteht sich also schon von selbst, dass ich in H. Leskien den Ausbund nicht nur jedweder Parteilichkeit sondern auch wenigstens aller derjenigen Untugenden, die drum und dran hängen, erblicke. Es fragt sich nur noch, ob und inwieweit ich dazu berechtigt sei. Diese Frage macht mich nun auch nicht im mindesten verlegen und dafür habe ich vorzüglich dem unvergleichlichen Scharfsinne H. Leskien's und seinem überaus lebhaften und uneigennütigen Streben nach Recht und Wahrheit nicht minder als seiner grenzenlosen Pietät gegen Schleicher zu danken. Welch' eclatanten und schlagenden Beweis für diese und ähnliche Tugenden liefert uns z. B. gleich der auf S. 404 so lautende Ausspruch H. Leskien's: „Was den Vorwurf gegen die deutsche Wissenschaft betrifft, deren unparteilichkeit in der ganzen Welt anerkannt ist, so können wir den füglich auf sich beruhen lassen“! Schade nur dass, wenn dem ganz so wäre, Deutschland ausserhalb der Welt oder auch factisch so null und nichtig sein müsste, wie es diplomatisch keines giebt, sondern bekanntlich nur den norddeutschen Bund und die Ruinen des alten: Bayern, Liechtenstein usw. Denn nach dem leider zu früh gestorbenen Anthropologen, Th. Waitz¹⁾ „in Deutschland ist es gegenwärtig ein gewöhnlicher Fall, dass auf dem Boden verschiedener Wissenschaften oder sogar verschiedener Richtungen innerhalb derselben Wissenschaft durchaus entgegengesetzte Ansichten erwachsen, ohne dass sie sich gegenseitig um einander bekümmern, ja, ohne dass sich eine

¹⁾ Über die Einheit des Menschengeschlechtes und den Naturzustand des Menschen. Leipzig 1859—1865. I, 2 und 3. Wie sehr es zu bedauern sei, dass das Werk unvollendet blieb, das erhellt zur Genüge unter andern auch aus der hohen Achtung selbst, mit der dasselbe von dem ausgezeichnetsten Sprachphilosophen unserer Tage, H. Steinthal benutzt wird (Philologie, Geschichte und Psychologie in ihren gegenseitigen Beziehungen. Ein Vortrag gehalten in der Versammlung der Philologen zu Meissen 1863. Berlin 1864. S. 37 ff.).

jede von ihnen um ihre eigene tiefere Begründung weiter bemüht. Die Stärke der Partei ersetzt die Stärke der Gründe und man kann fast überall der Mühe eines wissenschaftlichen Beweises überhoben sein, wo nur Werth gelegt wird auf das Urtheil derer, welche durch Übereinstimmung in den entscheidenden Punkten unter sich verbunden mit der instinctiven Kraft des Gemeingeistes einander nach aussen vertreten. Mit eben so sicherem Takte wird alsdann das auf fremdem Stamme Gewachsene stillschweigend bei Seite gelegt oder ausgestossen als das Gleichartige assimiliert und das wissenschaftliche Leben bewegt sich nur noch in einzelnen gegen einander abgeschlossenen kleineren Kreisen, während die umfassenderen und principiellen Fragen fast gar nicht mehr zur Sprache kommen.“

Schleicher verabscheute dieses nichts weniger als unparteiische Treiben theoretisch vielleicht noch herzlicher als sein Vertheidiger und bekannte sich zu der vermeintlich neuesten Art zu denken und die Dinge wissenschaftlich zu betrachten, die er ¹⁾ gegen die frühere unter andern auch so schildert: „Während man einst zuerst das System fertig machte und dann das Object darauf hin bearbeitete es ins System zu bringen, verfährt man jetzt umgekehrt. Vor allem versenkt man sich in das genaueste Einzelstudium des Objectes, ohne an einen systematischen Aufbau des Ganzen zu denken. Man erträgt mit grösster Gemüthsruhe den Mangel eines dem Stande unserer scharfen und genauen Einzelforschungen entsprechenden philosophischen Systems in der Überzeugung, dass vor der Hand ein solches noch nicht geschaffen werden könne, vielmehr mit dem Versuche der Herstellung desselben gewartet werden müsse, bis dermaleinst eine genügende Fülle zuverlässiger Beobachtungen und sicherer Erkenntnisse aus allen Sphären des menschlichen Wissens vorliegt.“

Praktisch aber richtete er sich noch weniger darnach als in den eingangs namhaft gemachten und hinlänglich nachgewiesenen Fällen. Vielmehr nimmt sich seine gesammte literarische Wirksamkeit so aus, als wenn sie absichtlich dazu bestimmt gewesen wäre seine eigene Theorie zu parodieren oder das von Waitz geschilderte Gebahren auf dem Gebiete unserer Disciplin zu verwirklichen. Und sein Vertheidiger ist so scharfsinnig oder so unparteiisch, dass er das entweder nicht wahrnehmen konnte oder es auch nur einzugestehen Anstand nahm, obwohl es ihm wahrlich weder an Gelegenheit

¹⁾ Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft. Weimar 1860. S. 8 und 9.

noch an Verpflichtung dazu namentlich mir gegenüber mangelte. So z. B. wird er wohl ohne weiters zugeben, dass zur Beantwortung der Frage über den Ursprung des Menschen „eine genügende Fülle zuverlässiger Beobachtungen und sicherer Erkenntnisse aus allen Sphären des menschlichen Wissens vorliegen“ müsse, dass sie aber nicht einmal aus der dafür ohne Zweifel wichtigsten, d. h. aus der sprachwissenschaftlichen Sphäre noch wirklich vorliege. Wollte er das letztere ernstlich bestreiten, so müsste es mir frei stehen ihm vorzuwerfen, er kenne die Resultate der bisherigen Sprachforschung nicht einmal so noch, wie sie in den Schriften seines Meisters vorliegen, oder er verkenne sie mir gegenüber in der böswilligsten Absicht. Denn der Selige hatte ja die rein materialistische Auffassung der Sprache wirklich so auf die Spitze getrieben, wie ich es bereits oben nach L. Lange bezeichnete. Er gab nämlich in der That keine andere als die rein materielle Grundlage der Sprache zu. „Die Sprache ist, meint er,¹⁾ das durch das Ohr wahrnehmbare Symptom der Thätigkeit eines Complexes materieller Verhältnisse in der Bildung des Gehirns und der Sprachorgane mit ihren Nerven, Knochen, Muskeln u. s. f.“ Und wie steht es denn mit der gegenwärtigen Kenntniss dieser ausschliesslichen Grundlage der Sprache? Äusserst erbärmlich oder so primitiv, dass Schleicher sich genöthigt sah sogar „das Dasein solcher materiell-körperlicher Bedingungen der Sprache“ daselbst mit allem Ernste erst nachzuweisen und ausdrücklich einzuräumen, die Untersuchung darüber sei eigentlich „noch gar nicht unternommen worden und es sei möglich, vielleicht sogar wahrscheinlich, dass sie zu keinen irgend wie genügenden Ergebnissen führen werde.“ Was endlich seine „Gemüthsruhe“ diesem, man dürfte wohl mit Recht

¹⁾ Über die Bedeutung der Sprache für die Naturgeschichte des Menschen. Weimar 1865. S. 8, 9 und 28. Dieser kleine Vortrag, wie sich das Büchlein selbst auf S. 3 nennt, ist so streng materialistisch gehalten, dass darin die Wörter: Geist, Seele und andere der Art gar nicht vorkommen. Und doch soll der Selige nach Johannes Schmidt keineswegs „alle einwirkung des geistes auf die sprache geleugnet“ haben. Denn, wie derselbe Gewährsmann als Vertheidiger Schleicher's gegen L. Lange, scharfsinnig nachweist, „die sprache ist allerdings ein erzeugniss des menschlichen leibes. Aber leib und geist sind nach Schleicher's ansicht untrennbar, sie ist also eben- sowohl ein erzeugniss des geistes“ (Zeitschrift für vergleich. sprachf. XV, 458). „Das ist, möchte ich mit Steinthal dagegen kurz einwenden, eben so richtig, wie wenn jemand behauptet: wir mögen Fleisch oder Pflanzen essen, unsre Speise ist doch nur Erde und Mist“ (Philologie, Geschichte und Psychologie. S. 27).

sagen, himmelschreienden Mangel gegenüber anbelangt, die war so gross, dass sie sich trotz dem zu den kühnsten aller Folgerungen, die ich über die bisherige Entwicklung des Menschengeschlechtes je zu hören oder zu lesen bekam, hinreissen liess, um sich endlich im Sande oder im Chaos derjenigen Epoche zu verlaufen, wo sich der Mensch noch um vieles hässlicher als das „mutum et turpe pecus“ der Alten ausgenommen haben und ungeachtet dessen doch schon Mensch gewesen sein soll. Der Selige versteigt sich nämlich gegen das Ende des kleinen Vortrages zur Eintheilung der bisherigen Entwicklung des Menschengeschlechtes in drei grosse Perioden, deren erste „von ungleich längerer Zeitdauer als die folgende die Entwicklung des körperlichen Organismus nach seinen wesentlichen Zügen, die zweite die Entwicklung der Sprache und die dritte das geschichtliche Leben“ umfassen soll.

Diese hohe Weisheit habe ich nun auf 47+₁₃₀ unter andern auch mit den folgenden Worten Cobet's abgefertigt: „In contemtum seque et sua studia adduxere, qui nihil sibi ignotum, nihil obscurum esse postulantes ineptire malunt quam ignorantiam fateri.“ Der Selige aber und sein Vertheidiger verhielten sich dazu ganz so, als wenn sie wirklich die Absicht gehabt hätten das Ende der Waitz'schen Schilderung an sich zu bewahrheiten. Denn obgleich die diesem Verhältnisse zu Grunde liegende Frage unstreitig zu den „umfassendsten,“ *κατ'ἐξοχήν* „principiellen“ und schwierigsten gehört,¹⁾ so ist sie doch

¹⁾ Th. H. Huxley z. B. äussert sich darüber folgendermassen: „Die Frage aller Fragen für die Menschheit + das Problem welches allen übrigen zu Grunde liegt und welches tiefer interessirt als irgend ein anderes – ist die Bestimmung der Stellung, welche der Mensch in der Natur einnimmt, und seiner Beziehungen zu der Gesamtheit der Dinge. Woher unser Stamm gekommen ist, welches die Grenzen unserer Gewalt über die Natur und der Natur Gewalt über uns sind, auf welches Ziel wir hinstreben: das sind die Probleme, welche sich von Neuem und mit unvermindertem Interesse jedem zur Welt geborenen Menschen darbieten. Die meisten von uns schrecken vor den Schwierigkeiten und Gefahren, welche den bedrohen, der selbstständig nach Antworten auf diese Räthsel sucht, zurück und begnügen sich damit, sie vollständig zu ignoriren oder den forschenden Geist unter dem Pfuhl respectirter und respectabler Überlieferungen zu ersticken.“ (Zeugnisse für die Stellung des Menschen in der Natur. Aus dem englischen übersetzt von J. V. Carus. Braunschweig 1863. S. 64). Da Schleicher denselben so hochschätzt, dass er sich (l. l. p. 9) auf ihn sogar nicht ganz richtig beruft, so dürfte es wohl der Mühe werth sein zu constatiren, dass Huxley noch sehr weit davon entfernt ist, wo wir den Seligen und seinen Vertheidiger eben verfolgen. Auf S. 117 oder auf derselben, die

in der Apologie „gar nicht zur Sprache gekommen,“ da darin auf S. 430 und 431 eigentlich nur der auf S. 44—48 meiner Schrift in derselben Frage vorzüglich gegen Schleicher eingenommene Standpunkt verhöhnt wird. Obwohl sich nun so was auch selbst ziemlich leicht richtet, so dürfte es doch der Mühe werth sein darauf einigermaßen einzugehen.

Zu diesem Behufe erlaube ich mir vor allem andern von den unten nachgewiesenen Sätzen die folgenden drei herüberzunehmen: 1. Es ist mir nie eingefallen die inlautenden Consonantengruppen des Altbulgarischen den anlautenden irgendwie, insbesondere aber so unsinnig gleichzusetzen, wie es mir von H. Leskien zugemuthet wird, sondern ich fand jene diesen schon im J. 1854 nur so staunenswerth ähnlich, wie es mir sonst in keiner andern Sprache je vorgekommen ist. Darum nenne ich die Erscheinung einen „mirabilis concentus.“ 2. Der letzte meiner Erkenntniss zugängliche Grund dieses „concentus“ und der Veränderungen von Consonantengruppen im Altbulgarischen liegt in der auf S. 43 und 44 meiner Schrift dar-

Schleicher in der eben erwähnten Weise citiert, gibt Huxley das Resultat seiner anatomischen Forschungen so an: „Wir mögen ein System von Organen vornehmen, welches wir wollen, die Vergleichung ihrer Modificationen in der Affenreihe führt uns zu einem und demselben Resultate: dass die anatomischen Verschiedenheiten, welche den Menschen vom Gorilla und Chimpanze scheiden, nicht so gross sind als die, welche den Gorilla von den niedrigeren Affen trennen.“ Nach S. 121 „aber bieten Pflanzen- und Thierarten, wenigstens eine grosse Zahl von ihnen, ausser ihren anatomischen Verschiedenheiten auch physiologische Merkmale dar: Formen, die man anatomisch als besondere Arten kennt, sind meist entweder durchaus unfähig, sich unter einander zu vermehren, oder wenn sie es thun, ist der resultirende Bastard unfähig, seine Rasse mit einem andern Bastard derselben Art zu erhalten.“ Um nun einräumen zu können, der Mensch sei durch die von Darwin verfochtene Zuchtwahl vom Affen entstanden, müsste es bewiesen sein, dass die Zuchtwahl alles das leistet, was zur Erzeugung natürlicher Arten nöthig ist. Das hat aber Darwin noch keineswegs bewiesen, da sich Huxley auf S. 122 darüber so ausspricht: „Unsere Annahme der Darwin'schen Hypothese muss so lange provisorisch sein, als ein Glied in der Beweiskette noch fehlt; und so lange alle Thiere und Pflanzen, die sicher durch Zuchtwahl von einem gemeinsamen Stamme entstanden sind, fruchtbar sind, und ihre Nachkommen unter einander, so lange fehlt jenes Glied. Denn für so lange kann nicht bewiesen werden, dass die Zuchtwahl alles das leistet, was zur Erzeugung natürlicher Arten nöthig ist.“ Das ist wohl eine jener Stimmen, die Steinthal (Philologie, Gesch. und Psychologie. S. 23) erwartet, bevor er sein Urtheil über Darwin's Theorie ausspricht.

gelegten syntaktischen Anlage desselben. 3. Es fiel mir nie ein, den „grund der veränderungen von consonantengruppen überhaupt in einer gewissen beschaffenheit der in der sprache gebräuchlichen wortlaute“ zu suchen. H. L. ist demnach so scharfsinnig oder so unparteiisch, dass er nicht einmal den Kern oder das Wesen meiner Schrift begreifen konnte oder wollte. Wie könnte man nun von einem solchen Manne etwas anderes erwarten als eine mehr oder weniger marktschreierische Schmähung fremder Ansichten überhaupt und solcher insbesondere, die er nicht widerlegen kann und wie immer unbequem findet, wenn sie sonst selbst die wichtigsten und schwierigsten Probleme unseres Wissens betreffen? Ein solches ist unstreitig die Frage über den Ursprung des Menschen. Ich glaubte doch auf sie einigermaßen und insbesondere desshalb eingehen zu sollen, weil es zugegeben werden muss, dass es nicht nur in Woronež¹⁾ sondern auch in der Heimath der Sprachwissenschaft oder in Deutschland selbst vielleicht sogar mehr als genug Leute giebt, die in den oben und in der 130 Note meiner Schrift dargelegten Ansichten Schleicher's über dieselbe Frage wirklich nicht nur etwa die glänzendste Ausstrahlung jeglicher Phosphorescenz des menschlichen Gehirns sondern sogar höchst aner kennenswerthe Wahrheiten erblicken und verehren, während sie von mir in derselben Note als höchst vorwitzig oder verwegen und grundlos bezeichnet werden. Das hätte nun H. L. widerlegen sollen. Statt dessen aber bemüht er sich den nicht materialistischen Standpunkt, von dem aus ich nicht nur die entfernteren Ursachen jenes „concentus mirabilis“ sondern auch „quae sunt ejusdem generis alia“ bespreche, ins Lächerliche zu ziehen. Wenn ich in einer so hochwichtigen oder wenigstens so eminent principiellen Angelegenheit nichts gescheidteres und schicklicheres thun könnte und sollte als sein Beispiel nachahmen, so brauchte ich wahrlich insbesondere um die dazu nothwendigen Anhaltspunkte auch nicht im geringsten verlegen zu sein. Denn H. L. stellt sich bei der Verhöhnung meines Standpunktes, um kein stärkeres Wort zu gebrauchen, so naiv, als wenn er es gar nicht recht wüsste, welche Forscher ich unter denen, „qui nihil in rerum natura statuunt nisi corpora“ (S. 46), gemeint habe, da er nicht umhin konnte parenthetisch bei-

¹⁾ Eine Anspielung auf die daselbst seit dem J. 1862 erscheinenden „Filologičeskija zapiski“, deren vierter und fünfter Jahrgang von Schleicher (Beiträge zur vergl. sprachf. V, 244 und 245) so angezeigt ist, dass man nicht nur zu der Anspielung sondern auch zu etwas mehr gegen dieselben wohl berechtigt wäre.

zufügen, darunter seien doch wohl die Materialisten zu meinen. Warum hat er sich nun so gestellt oder, was für uns diesmal viel wichtiger ist, wodurch liess er sich davon abhalten seinen Meister gegen die 130 Note meiner Schrift in Schutz zu nehmen? Der Grund davon ist in der besprochenen Apologie nirgends auch nur annäherungsweise angegeben und da ich es unter meiner Würde erachte selbst Männer von H. Leskien's Bedeutung gleich ihm zu verdächtigen, so begnüge ich mich in der Beziehung die Aufmerksamkeit meiner unparteiischen Leser nur auf die folgenden zwei Umstände hinzulenken.

Es ist erstens eine unbestreitbare Thatsache, dass sich H. L. gar nicht veranlasst fand den Seligen gegen den Vorwurf der Oberflächlichkeit, welcher in dem oben abgewiesenen Abschnitt der Petersburger Zeitung die erste Stelle einnimmt, irgendwie zu vertheidigen. Er begnügte sich vielmehr auf S. 404 nur den zweiten der daselbst enthaltenen Vorwürfe als unberechtigt darzuthun, indem er bemüht war uns von der Liebe Schleicher's zum Slawenthum zu überzeugen. Wie glühend die gewesen sein mag, das wird bald hervorleuchten. Hier finde ich nur noch beizufügen, dass man nach der zuerst erwähnten Thatsache vielleicht nicht ganz unberechtigt wäre anzunehmen, H. L. habe gegen die fragliche Note nichts Erhebliches einzuwenden gehabt. Zweitens die Slawen überhaupt und die Russen insbesondere sind ohne Zweifel noch ziemlich orthodox oder, wie es vielleicht einer ihrer zahlreichen Freunde in Deutschland und anderswo lieber sagen möchte, bigott. Der Materialismus dagegen, zumal ein so crasser als es der Schleicher'sche ist, scheint selbst den deutschen Akademien noch um vieles heterodoxer vorzukommen als z. B. der kaiserlichen zu St. Petersburg. Ich glaube diese Annahme bereits oben auf S. 10—21 hinlänglich begründet zu haben. Wie könnte man es nun unter solchen Umständen meinem jüngsten und höchst gebildeten Gegner verargen, wenn er namentlich die Russen mit den in der fraglichen Note von mir nur flüchtig gerügten Ergüssen des materialistisch gestimmten Schleicher'schen Gehirns gar nicht behelligen wollte? Er mag diese unter andern auch desswegen ganz und gar unberührt gelassen haben, weil es sonst sehr zu befürchten war, dass die bei Schleicher bestellten Ursprachen nicht einmal schwarz auf weiss erscheinen würden. Denn obgleich sich die Russen von ihren deutschen Vettern ¹⁾ und Lehrern insbesondere auch dadurch

¹⁾ Ich bediene mich des Ausdrucks weder hier noch sonst in einer andern Absicht als um anzudeuten, dass mir die Ansicht J. Grimm's die deutsche

merklich unterscheiden, dass sie mehr handeln als denken, so hätten sie es doch wenigstens riechen können, wie es sich eigentlich mit den erwähnten Ursprachen verhalte, wenn H. L. so unvorsichtig gewesen wäre an die der Quintessenz der phosphorescirenden Glottik gewidmete Note irgendwie anzustreichen. Sie hätten sich vielleicht sogar zu der Forderung ermannt, die kais. Akademie zu St. Petersburg möge ihnen um ihre sauer erworbenen Rubeln statt derselben Ursprachen lieber ein Wörter- und Sprachbuch ihrer historisch beglaubigten Muttersprache dem gegenwärtigen Stande der Sprachwissenschaft gemäss ausarbeiten lassen.

Ist demnach H. Leskien nicht mehr als pfffig? Ich glaube diese Frage auch desswegen unbedenklich bejahen zu sollen, wie er bemüht ist meinen nicht materialistischen Standpunkt ins Lächerliche zu ziehen. Denn auf den diesbezüglichen S. 44—48 fiel es mir gar nicht bei dem Leser „einen tiefen blick in das wesen und den bau der sprache“ in Aussicht zu stellen, sondern es kam mir vor allem andern darauf an zu constatieren, dass und warum ich überhaupt und in sprachlichen Dingen insbesondere nicht materialistisch gesinnt bin. In Bezug auf die entfernteren Ursachen des „mirabilis concentus“ aber habe ich es nicht unterlassen ausdrücklich hervorzuheben und zu begründen, dass die Erörterung derselben die Psychologen und Physiologen mehr angehe als die Grammatiker und dass die dabei zu überwindenden Schwierigkeiten nichts weniger als unerheblich und von Schleicher verkannt sind. Denn, nachdem ich auf S. 43 und 44 den letzten meiner Erkenntniss zugänglichen syntaktischen Grund des „mirabilis concentus“ dargelegt hatte, leite ich die Besprechung der entfernteren Ursachen desselben so ein: „Nihil igitur amplius obstat, quo minus sententiam, quae supra (pag. 23) literis rarioribus (d. h. durchgeschossen) expressa legitur¹⁾ hac repe-

Sprache „schliesze sich leiblich zunächst an die slavische und litthauische“ (Gesch. der deuts. sprache. 1848. II, 1030), noch immer plausibler vorkomme als z. B. die Bopp'sche (Vergl. Grammatik. 2 Aufl. S. XIX—XXI). Zu den Beweisen, welche ich dafür und gegen Bopp in meiner Abhandlung über den Ablativ im Slawischen und Litauischen (Časopis mus. království čes. 1857. S. 574 ff.) beigebracht habe, möchte ich diessmal nur den einen hinzufügen, der sich daraus von selbst ergibt, dass sich namentlich die Slawen und die Deutschen meistens leider noch immer so gegen einander verhalten, als wenn es ihre ernsteste Absicht wäre den bekannten Spruch: „Rara concordia fratrum“ an sich zu bewahrheiten.

¹⁾ Jene Stelle wurde von H. L. selbst auf S. 414 und 415, wenn auch ohne alle Rücksicht auf die eben berührte, den syntaktischen Beweis enthaltende

tamus ratione: Bulgari veteres contiguas consonantes proxime ideo mutare consueverant, ut in mediis vocabulis acervos illarum dissimiles iis, a quibus voces incipere solerent, evitare possent. Antequam tamen modos, quibus id potissimum facere consueverint, in medium proferam et explanem, duae mihi videntur instituendae quaestiones, quarum una eo pertinet, ut pateat quid de mirabilis illius concentus causis remotioribus et quae sunt ejusdem generis alia sentiam; alterius autem finis est exponere generatim, quae sit concentus ejusdem in ceteris linguis slavica ratio. Quod jam ad quaestionum harum priorem attinet, in ea persolvenda psychologis imprimis et physiologis magis quam grammaticis elaborandum desudandumque esse, quivis lector eruditus et acutus perspiciet concedetque, dummodo naturam sermonis humani exactiore examinaverit judicio. Quod quidem ut facilius facere simulque etiam difficultates, quibus quaestio ea de remotioribus concentus illius mirabilis causis obstructa sit, melius cognoscere possit, meminerit ante omnia, jam a Cicerone quid inter hominem et bestiam intersit, ita discerni.“ Durch die darauf erklärend und vergleichend mitgetheilten sieben Citate aus Cicero wird nicht nur der von H. L. ausdrücklich hervorgehobene sondern auch der von ihm verschwiegene und seine Vielwisserei wenigstens eben so gut als die von ihm an mir verspottete Unwissenheit charakterisierende Schluss gezogen, d. h. „ne artis quidem nostrae magistris adhuc contigisse, ut hominem a bellua Cicerone subtilius discernent, extra quam si nimis diligens scribendi genus, quo quidam illorum, ut G. Humboldt et P. J. Šafařík, plus minusve eminent, subtile dicere velis.“ Schliesslich erkläre ich allerdings: „Ut causae remotiores, ob quas Bulgarorum majores aliter comparatos consonantium cumulos aversati sint, perfecte explicari possint, vera tam animi quam corporis palaeobulgarici indoles et cultura probe nota sit oportet; atqui ne sperare quidem licet fore, ut eae unquam ita (d. i. perfecte) co-

und auf die nachfolgende, so doch an und für sich richtig, namentlich aber mit *unähnlich* statt *dissimiles* übersetzt. Ungeachtet dessen und der weiter unten hervorgehobenen Umstände ist er so scharfsinnig oder unparteiisch, dass er auch nicht das geringste Bedenken trägt auf S. 416—424 mit vollem Ernste anzunehmen und beweisen zu wollen, die inlautenden Consonantengruppen des Altbulgarischen seien den anlautenden nicht *gleich*, und an der hier besprochenen Stelle mit dem grössten Behagen darauf hinzuweisen und anzuspielen, „was es mit dem mirabilis concentus für eine“ missliche „bewandniss habe“!

gnosci possint. Quod enim ad animum attinet, de eo, ut alia silentio praeteream, haec quoque memoriae prodita sunt: τὸ πνεῦμα ὅπου θέλει πνεῖ καὶ τὴν φωνὴν αὐτοῦ ἀκούεις, ἀλλ' οὐκ οἶδας πόθεν ἔρχεται ἢ ποῦ ὑπάγει (Joann. evang. 3, 8). Corpora etiam universa et proprie humana multo artificiosius aut subtilius constituta esse, quam ut mente nostra unquam perfecte comprehendi possint, quis est, quin cernat atque summa afficiatur admiratione? Nunquam ergo nobis continget, ut causas, de quibus agitur, omnes ad unam reperiamus. Neque me magna tenet spes fore, ut eas, quae explicari posse videntur, brevi tempore et sine insigni virium contentione patefacere possimus, praesertim cum constet, corporea quoque linguarum fundamenta ipsa tam vehementer adhuc ignorari, ut Schleicher novissime serio conetur demonstrare, illa revera esse quaestionemque de iisdem tot tantasque habere difficultates, ut veri simile sit, eas vix unquam penitus expeditum iri. Ego autem priorem rerum harum plane nulla probatione indigere censeo, memor imprimis Ciceronis verborum, quae sunt: „Quidquid oritur, quaecunque est, causam habeat a natura necesse est, ut, etiam si praeter consuetudinem exstiterit, praeter naturam tamen non possit existere“ (De div. 2, 28, 60).

Auf den vorletzten dieser Absätze folgt die 130 Note, welche H. Leskien in der bereits gerügten Weise „stillschweigend bei Seite gelegt oder ausgestossen“ hat, um sein überaus gewichtiges und classisch angestrichenes Gehirn und vielleicht auch sein von Rechts- und Wahrheitsliebe durchgeriebenes Herz desto glänzender folgendermassen phosphorescieren zu lassen: „Causae remotiores gibt es, nur leider wissen wir nichts davon, und zum troste citiert uns Hattala Joh. 3, 8: der wind bläset, wo er will und du hörest sein sausen wohl, aber du weisst nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt. So sind wir durch dies wunderbare raisonnement in die dicke finsternisz hineingeführt und bleiben darin; die causae remotiores sind glücklich remotae.“ Wogegen es wahrlich äusserst „difficile est non scribere satiram.“ Ich werde das aber getrost bleiben lassen, weil ich nicht zweifle, dass es auch unter den Materialisten genug Männer giebt, die nöthigenfalls nicht anstehen würden, für einen solchen Verfechter ihrer Grundsätze, wie es H. L. zu werden verspricht, bestens zu danken. Denn es ist ja z. B. offenbar, dass von mir der biblische Ausspruch bloss zur Andeutung der Schwierigkeiten, die der Erforschung des Geistigen im Wege stehen: also weder in dem Sinne noch zu dem Zwecke citiert wird, die ihm H. L.

zu unterscheiden sich erdreistet. Auch darauf brauche ich wohl nur einfach hinzuweisen, dass es mir doch gelungen ist wenigstens eine und zwar diejenige Finsterniss, in welche Schleicher die meine Auseinandersetzung beschliessende und über zweitausend Jahre alte Erkenntniss eingehüllt hatte, zu verscheuchen. Da endlich H. L. auch nicht das geringste Bedenken trug diese Thatsache ebenso vollständig „stillschweigend bei Seite zu legen“ wie die 130 Note, so gebührt ihm allerdings das Lob seinen Meister in der Verfinsterung der betreffenden Probleme bedeutend übertroffen zu haben, uns aber das Recht daran zu zweifeln, dass er neben aller seiner erleuchteten Vernunft noch genug Verstand behalten habe das Reale sich zu sichern und durch das Ideale ein Spiel zu treiben. Übrigens kann ich nicht umhin zuversichtlich zu hoffen, dass es manchen Materialisten gerecht erscheinen werde meinen Standpunkt wenigstens dem ähnlich zu erklären, auf welchem sich Huxley gegen Darwin befindet, indem er (l. l. p. 122) schreibt: „Die allerletzte Stellung, die ich einnehmen möchte, ist die eines Advocaten für Darwin's oder irgend welche andere Ansichten, wenn unter einem Advocaten der verstanden wird, dessen Aufgabe es ist, wirkliche Schwierigkeiten zu ebnen, und zu überreden, wo er nicht überzeugen kann.“ Denn ich sehe es nicht ein, warum ich über den Materialismus und die Materialisten anders denken sollte als Steinthal über Buckle und seine statistische Theorie, indem er sich darüber ¹⁾ so äussert: „Denken wir uns das Experiment vollbracht, dass in jedem Einzelnen eines Volkes jene statistische Theorie von den Lastern und Verbrechen u. s. w. ihre volle Herrschaft erlangt und den Widerstand jener widersprechenden sogenannten metaphysischen oder theologischen Gesetze völlig überwunden hätte: so würde die Unsittlichkeit selbst diejenigen Grenzen nicht mehr innehalten, die ihr sonst wohl noch die Klugheit des Egoismus dringend anrath; und es würden sich Zustände ergeben, wie sie nach Thukydides in Athen während der Pest herrschten. Ich behaupte hiermit im mindesten nicht, dass Buckle, Quetelet und wer sonst noch dieser statistischen (d. h. fatalistischen) Theorie anhängt, unsittlich sei; aber allerdings behaupte ich, dass sie nur trotz ihrer Theorie sittlich sind, insofern sie es sind, und dass ihre Theorie wie die Pest wirken würde.“

Kehren wir hierauf wieder zu Schleicher zurück. Obgleich sich

¹⁾ Philologie, Geschichte und Psychologie in ihren gegenseitigen Beziehungen. S. 60.

nun derselbe „in das genaueste Einzelstudium des Objects“ seiner Forschungen so zu „versenken“ pflegte, dass er dabei „an einen systematischen Aufbau des Ganzen“ gar nicht dachte, so brachte er es doch zu dem Systeme seiner Sprachwissenschaft, welches ich bereits eingangs kurz darlegte, auf S. 6 und 18 aber auch zu würdigen versprach. Zu diesem Behufe hebe ich vor allem andern hervor, dass das System einer der competentesten Richter in solchen Dingen schon längst als ein sehr oberflächliches bezeichnet hatte und dass demnach der oben erwähnte anonyme Correspondent der Petersburger Zeitung wenigstens eben so berechtigt war dem Seligen Oberflächlichkeit vorzuwerfen, wie H. Leskien den Vorwurf ganz auf sich beruhen zu lassen. H. Steinthal nämlich hat sich darüber bereits in den fünfziger Jahren ¹⁾ gegen H. Pott auch so vernehmen lassen: „Sie verrathen ziemlich deutlich, dass Ihnen mein Urtheil über Schleicher's Classification nicht gerecht scheine.“ ²⁾ Zugestanden aber selbst, Humboldt habe die Sprachen in isolirende, agglutinirende und flectirende eingetheilt, hat er denn unter diesen Wörtern verstanden, was Schleicher darunter versteht? Was hat dessen Hegelei mit ihm zu thun? Hat Humboldt je so gebildert mit Krystall, Pflanzen und Thieren? Dieses Analogisiren der Sprach- mit der Naturwissenschaft hat mir schon längst missfallen, weil es in so oberflächlicher Weise geschieht. Wenn nun gar Schleicher jetzt die Sprachwissenschaft geradezu zu einem Theile der Naturwissenschaft machen will, so weiss ich darüber nichts zu sagen, weil ich gar nicht weiss, wie ich es mir denken soll.“

Auch das ist wohl nur ein öffentliches Geheimniss, dass Schleicher von Steinthal in neuester Zeit noch um vieles energischer und eingehender bekämpft wird, z. B. in dem Vortrage, welcher in der Versammlung der Philologen zu Meissen 1863 gehalten und hier schon mehrmals angeführt wurde. ³⁾ Schleicher wird darin spöttisch und am meisten nur Glottiker genannt, seiner Glottik aber nicht nur der wissenschaftliche Charakter abgesprochen sondern auch der

¹⁾ Die Entwicklung der Schrift. Nebst einem offenen Schreiben an H. Prof. Pott. Berlin 1852. S. 7 und 8.

²⁾ H. Pott hat sich also des Seligen gegen Steinthal angenommen — wo und inwieweit aber, das mag dahingestellt bleiben und nur darauf hingewiesen werden, dass ihn Schleicher gleichsam zum Danke dafür so „durchmöbeln“ liess, wie es bereits oben auf S. 3—11 von mir gerügt wurde.

³⁾ Philologie, Geschichte und Psychologie in ihren gegenseitigen Beziehungen. S. 16—25.

Vorwurf gemacht und begründet, dass sie „über das Verhältnisz der Sprachwissenschaft zur Philologie sehr unklare Vorstellungen verbreitet habe, nachdem darüber schon während eines Menschenalters eine richtigere Ansicht gegolten hatte.“ Von den dafür beigebrachten Gründen erlaube ich mir nur diejenigen herüberzunehmen, welche gegen die von mir auf S. 17 und 18 aus der „Deutschen Sprache“ Schleicher's mitgetheilten Stellen gerichtet sind. Sie stehen auf S. 21 und 22 und lauten wörtlich folgendermassen:

„Der Sprachwissenschaft, das ist richtig, ist die Sprache Selbstzweck. Der Philologie aber etwa nicht? Über den ehemaligen Irrthum, als wäre die Sprache dem Philologen nur Mittel, ist heute jeder Philologe hinaus. Der Glottiker selbst gesteht, die Sprache sei, dadurch auch Object der Philologie, dass in ihr und durch sie das geistige Leben der Völker zur Erscheinung kommt. Betrachtet denn die Glottik die Sprache nicht inwiefern in ihr und durch sie das geistige Leben der Völker zur Erscheinung kommt? Dann kann sie dem Vorwurfe der Geistlosigkeit schwerlich entgehen. Es ist richtig, dass der Philologe sich, vorzüglich an Syntax und Styl halten wird, der Glottiker nur die Laute und Formen der Sprache betrachtet: dies ist richtig als Thatsache. Nur darf über solcher Thatsache, einer Folge der Beschränktheit menschlicher Individualität, die Forderung der Idee nicht übersehen werden; noch auch folgt daraus, dass die Art, wie der Philologe die Sprache erfasst, eine von der Auffassung des Sprachforschers grundverschiedene ist. Nur eine Theilung der Arbeit liegt vor.“

„Freilich aber (und leider!) ist die Glottik nicht Sprachwissenschaft. Den Philologen geht der Gebrauch an, der von der Sprache gemacht wird, den Glottiker nur der Organismus. Aber der Gebrauch der Sprache, ist er nicht ihre Entelechie, ihr Leben? Der Glottiker betrachtet also bloß den Organismus und nicht dessen Leben, d. h. den todtten Leib der Sprache; er secirt den Cadaver. Er kennt weder die Wirksamkeit der organischen Formen, die Function und die Syntax, noch auch begreift er die Entstehung dieser Formen; denn diese Organe des Lebens sind ja zugleich erst Erzeugnisse des Lebens, also müssen die Organe aus dem Leben begriffen werden. Selbst in der Naturwissenschaft verdanken Anatomie, Morphologie, Physiologie, Embryogonie, Paläontologie nur der nothwendigen Theilung der Arbeit ihr gesondertes Dasein; der echte wissenschaftliche Sinn wird und muss sie immer zusammenhalten, in einander bringen. Für die

Sprache aber fallen die Rücksichten, wonach jene Disciplinen unterschieden sind, zusammen. Indem die Grammatik das Wesen der Sprache erforscht, hat sie für ihr Object nothwendig alles das zu leisten, was jene Disciplinen für die organischen Naturwesen, und zwar leistet sie dies, wenn und insoweit sie überhaupt ihre Aufgabe erfüllt, mit einem Schlage; Formen, Gesetze, Leben, Geschichte und Ursprung der Sprache lehrt sie mit einem Male (Grammatik und Psychologie §. 85). Es ist ein Menschenalter her, dasz Wilhelm von Humboldt darauf drang, die Sprache dürfe nicht als ein Erzeugtes, ein Werk, *ergon*, sondern müsse als eine Thätigkeit, *energeia* angesehen werden; und immer noch versteht man nicht, was das heisst. Der Glottiker verfolgt mit Behagen den Verwesungsprocess: was Wunder, dasz der Philolog sich vor solchem Geruche zurückzieht und sich des Dufts und der Farbe und der Form der Classiker freut.“

„Der Glottiker ist Naturforscher.“ Nein, der Naturforscher dankt bestens für solche Gesellschaft.“ Hiermit wendet sich Steinthal direct gegen die oben angeführte „Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft von A. Schleicher,“ nachdem er ihr sonst schon früher nicht minder tüchtig als arg mitgespielt hatte. Und wie verhielt sich der Selige zu diesem, wenn man so sagen darf, principiellsten aller seiner Gegner? Dem Scheine nach „mit grösster Gemüthsruhe,“ in der That aber ganz so, wie es bereits auf S. 4, 30, 34—37 ausgesagt und theilweise auch begründet wurde. Ich dürfte mich also hier wohl damit begnügen den unstreitig kühnsten von allen bisherigen Vertheidigern Schleicher's, ich meine H. Leskien, aufzufordern, er möge uns in den Schriften seines Meisters wenigstens eine solche Stelle namhaft machen, welche gegen die eben angeführten oder bloz berührten Ausstellungen Steinthal's geradezu gerichtet wäre. Mir ist keine einzige der Art bekannt, obwohl ich mich mit der Schleicher'schen literarischen Wirksamkeit um vieles eingehender befasst habe, als man es etwa lediglich nach dem, was ich darüber auf S. 27 und 28 beizubringen wusste, vermuthen möchte. Der Selige wich vielmehr dem principiellen Kampfe namentlich mit Steinthal sorgfältigst oder auch bei solchen Gelegenheiten aus, die zu einer Aufnahme des Kampfes gleichsam wie geschaffen waren. So z. B. veröffentlichte er seinen 28 S. starken Vortrag „über die Bedeutung der Sprache für die Naturgeschichte des Menschen“ nach S. 3 desselben „hauptsächlich deshalb, weil er darin versucht habe, ein Bedenken zu beseitigen, welches seiner kleinen Schrift „Die Darwinsche Theorie und die

Sprachwissenschaft' gegenüber mehrfach erhoben ward. Man bestritt ihm nämlich das Recht, die Sprachen als materielle Existenzen, als reale Naturwesen zu behandeln, als welche er sie dort allerdings ohne weitere Begründung vorausgesetzt hatte.“ Das wurde ihm nun auch von Steinthal an den o. a. St. bestritten, aber selbst die oberflächlichste Vergleichung derselben mit S. 7—11 des Schleicher'schen Vortrages ¹⁾ reicht vollkommen hin, um sich zu überzeugen, dass diese gegen jene nichts weniger als direct gerichtet sind, da sie sowohl ihrer Terminologie als auch ihren Gesichtspunkten nach zu weit von einander abstehen.

Obwohl mir dieses Verhältniss Schleicher's zu Steinthal bei der Abfassung der vertheidigten Abhandlung weder unbekannt war noch zur Wahrung meines Standpunktes irgendwie ungeeignet erscheinen konnte, so glaubte ich es doch unbeachtet lassen zu sollen. Ebenso verhielt ich mich dazu in der kroatisch-serbischen Abhandlung und zwar hauptsächlich aus den folgenden Gründen. Ich habe es nämlich schon längst zu einer noch viel ungünstigeren Ansicht über die Glottik Schleicher's gebracht als es die Steinthal'sche ist. Gleichwohl bin ich längst davon überzeugt, dass man der Glottik auch mit näher liegenden und weniger scharfen Waffen, als es die Steinthal'schen sind, hinlänglich beikommen kann. Ich glaube das in der Einleitung zu meiner kroatisch-serbischen Abhandlung ²⁾ einigermaßen bereits auch bethätigt zu haben, indem ich daselbst bündigst nachzuweisen trachtete, dass man nicht so ganz und gar im Unrechte wäre, wenn man von der Glottik mit Voltaire sagen würde, sie sei „une science, où les voyelles ne font rien et les consonnes font peu de chose.“ Übrigens aber begnügte ich mich daselbst auf S. 159 damit auf die in der Note 20 und 23 der hier vertheidigten Schrift versprochene Abhandlung über die Casus hinzuweisen. Auch jetzt kann ich nicht umhin dasselbe zu thun und das bisher gegen die Glottik Vorgebrachte nur noch etwa mit dem Nachfolgenden zu vermehren.

Dieselbe verfolgte die sprachlichen Verwesungsprocesse unstreitig

¹⁾ Dass sich derselbe mit dem Bedenken nicht weiter befasse, das erhellt aus der folgenden Stelle auf S. 10 und 11: „Den mir mehrfach gemachten Einwurf, dass ich irrthümlicher Weise die Sprachorganismen als wirkliche Existenzen behandle, während sie ja nur die Folge von Thätigkeiten der Organe, keineswegs aber materielle Wirklichkeiten seien, glaube ich durch die eben angestellte Betrachtung widerlegt zu haben.“

²⁾ Rad jugoslavenske Akademije. IV, 104—121.

mit einem um vieles schauderhafteren Behagen, als man es nach Steinthal einzuräumen hätte. Sie zog nämlich auch im Sterben begriffene oder gar todte Sprachen den lebenden unverkennbar vor. Ein Beispiel davon habe ich bereits oben am Litauischen nachgewiesen. Ein anderes wird uns wahrscheinlich an dem ausgestorbenen Polabisch oder Elbeslawisch gegeben werden, da es beinahe sicher ist, dass sich der Selige mit demselben sogar mit Hintansetzung der für die kais. Akademie zu St. Petersburg bestimmten Ursprachen befasst habe.¹⁾

Dem sei aber wie ihm wolle, so viel ist allerdings gewiss, dass auch der wichtigste unter den von Steinthal gegen die Glottik vorgebrachten Vorwürfe bedeutend gesteigert oder schärfer gefasst werden muss. Ich meine den, welcher sich auf die Syntax bezieht. Darin blieb nämlich die Glottik viel weiter zurück und wühlte in den Sprachen sammt und sonders ungleich mehr hyänenartig herum, als es ihr von Steinthal vorgehalten wird. Denn obgleich sie sich sogar zu der Behauptung, „die sprachen leben, wie alle naturorganismen,“²⁾ verstiegen und den Fortschritt auf ihre Fahne vorzugsweise geschrieben hatte, so gebärdete sie sich doch ganz so, als wenn unter andern W. von Humboldt und Pott gar nie da gewesen, die Anhänger dieser aber die erbärmlichsten Finsterlinge oder gar vogelfrei wären. Sie kümmert sich nämlich um die mehr geistige oder syntaktische Beschaffenheit der Sprachen beinahe gar nichts und zieht es vor die Objecte ihrer vermeintlich „scharfen und genauen Beobachtungen“ erst zu tödten, d. h. die Wörter aus ihrem natürlichen Verbands, dem Satze, gewaltsam herauszureissen; dann anzunehmen, dieselben seien auch ausserhalb des Satzes sammt und sonders lebendig oder bedeutsam, um endlich an ihnen gleichsam desto ergötzlicher herumzerren zu können. Was aber die Gegner dieses sauberen Verfahrens anbelangt, die können noch froh sein, wenn sich zu ihnen die Glottik bloss in der von Waitz gerügten Weise verhält. Smith

¹⁾ Wenigstens fehlt es an Anzeichen dafür nicht. So wird z. B. in dem Nekrolog, welchen die Leipziger Illustrierte Zeitung unlängst veröffentlichte, berichtet, Schleicher habe eine Grammatik des Polakischen, was allem Anscheine nach nur ein Druckfehler statt Polabischen ist, im Manuscript hinterlassen.

²⁾ Compendium der vergleichenden grammatik der indogerm. sprachen. 2 Aufl. S. 2. Herrn Steinthal „klingt“ die Stelle „zu spazhaft“ (Philologie, Geschichte und Psychologie. S. 24). Mir ist dazu die Sache, die es angeht, zu ernst.

und meine Wenigkeit z. B. wurden von ihr geradezu als vogelfrei behandelt. Gehen wir auf die Berechtigung dazu noch etwas mehr ein, als es bisher der Fall war!

Nach W. von Humboldt ¹⁾ „sollten Flexion, Worteinheit und angemessene Gliederung des Satzes in der Betrachtung der Sprache nie getrennt werden.“ Den nächsten Grund davon glaube ich nach den auf S. 16 und 17 angeführten Stellen aus Pott richtig angegeben zu haben, indem ich auf S. 39 und 40 meiner Abhandlung schrieb „*facultatem loquendi naturali impetu eo ferri, ut ex voce humana non vocabula sed enuntiationes (d. h. Sätze), quae cogitationibus designandis quasi imagines quaedam inserviant, qualicunque modo effingantur. Demtis igitur iis vocabulis, quibus, ut verbis finiti m di: scribo, scripsi, scribam et aliis ejusdem generis, vis enuntiationum subjecta est, reliqua omnia ita comparata sunt, ut tantum eatenus valeant aliquid vigeantque, quatenus enuntiationibus inter se continentur, solutis autem necessitudinis hujus vinculis artissimis proxime accedant ad membra a corporibus animatis divulsa.*“ Ausserdem erlaube ich mir nur noch das Folgende hinzuzufügen. „Indem die Sprache, schreibt der vortreffliche Waitz, ²⁾ von den früheren Generationen an die späteren übergeht, werden (wie bekannt) nicht bloss die Wörter sondern auch die regelmässigen Weisen ihrer Verbindung, Umformung und Zusammenordnung zu Sätzen übergeben und durch unbewusste Nachahmung zu festem Gebrauche angeeignet. Man schätzt oft diesen letzteren Punkt nicht hoch genug, ³⁾ da es doch am Tage liegt und schon oft hervorgehoben worden ist, dass wir nicht in Wörtern sondern nur in ganzen Sätzen denken, daher man auch von der lebendigen Sprache nur behaupten kann, dass sie in Sätzen nicht in Wörtern bestehe. Ein Satz aber ist ge-

¹⁾ Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. Berlin 1836. S. 163.

²⁾ Über die Einheit des Menschengeschlechtes und den Naturzustand des Menschen. I, 271.

³⁾ Häufig wird er noch auch völlig verkannt, z. B. bei uns von allen denjenigen, die uns die Quintessenz ihrer vorgeblich psychologischen, in der That aber nicht einmal hinlänglich physischen Sprachforschung zu bieten vermeinen, indem sie uns vordemonstrieren, die Sprache überhaupt und der Satz insbesondere entstehe ganz so, wie sich die böhmischen Kinder ihre längst fertige Muttersprache gegenwärtig anzueignen pflegen. Am spassigsten nimmt sich dabei der Umstand aus, dass die hoffnungsvollsten der hier gemeinten Sprachforscher sogar das Unglück hatten ihre scharfsinnigen Beobachtungen an fremden Kindern, also äusserst flüchtig anstellen zu müssen.

bildet nicht aus einzelnen selbstständigen Wörtern sondern aus Worten, die auf eine bestimmte und besondere Weise jedesmal auf einander bezogen sind, ganz so wie der entsprechende Gedanke nicht aus einzelnen Vorstellungen für sich genommen besteht sondern aus Vorstellungen, die dadurch mit einander zu einem Ganzen verbunden sind, dass sie einander gegenseitig näher bestimmen und in einer bestimmten Weise von uns auf einander bezogen werden.“ Wie also ein Anatom dasjenige Verhältniss, in welchem sich die einzelnen Glieder irgendeines organischen Körpers befinden, so lange sie leben, stets berücksichtigen muss, um ihre natürliche Beschaffenheit erkennen zu können: eben so ist auch ein Sprachforscher genöthigt bei der Betrachtung der Wörter den Satz, wo sie ausschliesslich leben oder bedeutsam sind, unablässig vor Augen zu haben. Man kann demnach auch nicht umhin mit H. Ebel¹⁾ einzuräumen, dass „wir ohne genaue kenntniss der syntax in keiner sprache sichere und richtige resultate erzielen können, vielmehr bei jedem schritte in gefahr sind, auf die wunderlichsten abwege zu gerathen.“

Ich bin davon schon längst und so innig überzeugt, dass es mir schon im J. 1854 zeit- und sachgemäss erschienen ist mich vorzugsweise mit der Syntax zu befassen, insbesondere aber meine „Srovnávací mluvnice“ so zu beginnen, wie es bereits in der Note zur S. 30 angedeutet, in der Einleitung zu jener aber des weiteren ausgeführt ist. Gleich nach ihrer Beendigung oder im J. 1857 machte ich mich an die Abhandlung „über den Ablativ im Slawischen und Litauischen.“²⁾ Selbst der flüchtigste Überblick derselben vereint mit dem bescheidensten Maasse von Unparteilichkeit reicht, des bin ich gewiss, vollkommen hin, um sich zu überzeugen, dass die Thatsachen, welche ich darin gegen die Hintansetzung der Syntax von den meisten der vergleichenden Sprachforscher und von Schleicher insbesondere geltend machte, allerdings sehr brutal sind, die Art und Weise ihrer Anwendung dagegen an Humanität nichts zu wünschen übrig lässt. Nachdem ich nämlich unter andern nachgewiesen hatte, dass die griechische Syntax von G. Curtius und die litauische von Schleicher ihren Grundsätzen nach zu den mechanischen von Adelung oder Gottsched hingehören, fiel es mir gar nicht ein z. B. ausdrücklich etwa hinzuzufügen, dass sie desswegen wenigstens um ein halbes Jahr-

¹⁾ Beiträge zur vergl. sprachforschung. V, 23.

²⁾ Welche im Časopis musea král. čes. 1857, S. 227—251, 564—581 und 1858, S. 347—357, 519—533 erschienen ist.

hundert hinter den Anforderungen der damaligen Sprachforschung zurückgeblieben sind, sondern ich begnügte mich auf S. 235 mit der folgenden Folgerung: „Indem ich diese Ansicht so bedeutender Arbeiter auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachforschung, wie es die eben erwähnten Männer sonst gewiss sind, über die Syntax vor Augen habe, halte ich mich gar nicht darüber auf, dass man bis jetzt im Slawischen und Litauischen auf keine Spuren des Ablativs gekommen ist. Ich überzeugte mich von seinem Dasein in den beiden Sprachen hauptsächlich mittels syntaktischer Forschung und werde es versuchen auch Andere, die es angeht, vorzüglich durch die Resultate derselben davon zu überzeugen.“ Ob und inwieweit mir diess hätte gelingen sollen, darüber mögen meine unparteiischen Leser selbst urtheilen. Zu diesem Behufe erlaube ich mir die Thatsache zu constatieren, dass die Hauptergebnisse der Delbrück'schen Beiträge zur vergleichenden Syntax der indogermanischen Sprachen mit den von mir daselbst veröffentlichten vortrefflich übereinstimmen. So z. B. erkläre ich auf S. 230 und 248 den Gebrauch unseres und des sanskr. Dativs zur Bezeichnung des Ortes auf die Frage *wohin* für primär und dem des Ablativs geradezu entgegengesetzt,¹⁾ auf S. 520—533 aber trachte ich syntaktisch nachzuweisen, dass „bei uns und bei den Litauern keiner der obliquen Casus demselben sanskr. Ablativ so gleich komme wie der Genitiv,“ nachdem ich das früher auch in formeller Hinsicht ausgesagt und zu beweisen mich bemüht hatte. Nach Delbrück²⁾ nun „*propria dativi vis ea est, ut significet viam cursumque aliquo directum. Ex hoc inclinationis motusque sensu omnis dativi usus derivatur.*“ Nach der deutschen unter dem Titel „über den indogermanischen, speciell den vedischen dativ“ heuer³⁾ erschienenen Umarbeitung der eben angeführten Habilitationss-dissertation aber „ist die grundbedeutung des vedischen dativs: die neigung nach etwas hin.“ Daselbst wird auch der Aus-

¹⁾ Am kürzesten mit den folgenden Worten: „*dativem slovančina neméně často nežli sanskrita vyslovuje cíl, ke kterému působení podmětu směřuje. Z nynějších nářečí slovanských lužická a podunajská srbština zachovaly nejvěrněji tento ablativnému protivný a, jak se mně zdá, prvotný úkon dativu.*“ Die oben nachfolgende Hauptstelle aber lautet ursprünglich so: „*U nás a Litvanů žádný z kosých pádů nerovná se syntakticky tak latinskému a sanskritskému ablativu jako genitiv.*“

²⁾ *De usu dativi in carminibus Rigvedae Commentatio.* Halis Saxonum 1867. p. 2.

³⁾ *Zeitschrift für vergleich. sprachforschung.* XVIII, 81—106. Die bezüglichen Stellen befinden sich auf S. 82 und 99—102.

druck „grundbedeutung“ so erläutert, dass ich mich diesmal einer Rechtfertigung des von mir gebrauchten „primär“ füglich enthalten kann. Über das Wesen des Ablativs lässt sich H. Delbrück ¹⁾ so vernehmen: „Die indische grammatik bringt den ablativ seiner bedeutung nach unter den begriff apâdâna — apâdâna ist dasjenige, von dem eine trennung vor sich geht — und hat damit die grundbedeutung des ablativ unzweifelhaft richtig angegeben. Natürlich muss man unter apâdâna alle diejenigen begriffe unterordnen, welche als besondere arten der trennung aufgefasst werden können, z. b. fernhalten, retten, sich fürchten vor, lernen u. a. m. Es soll hier versucht werden diese begriffe so anzuordnen, dasz von der sinnlichsten anschauung ausgegangen wird, und die geistigste den schlusz bildet.“ Eben so verfähre ich an der oben zuletzt angeführten Stelle mit unserem Genitiv, ²⁾ der nach Delbrück „den verlorenen ablativ zu ersetzen hat,“ nach mir aber auch formell dem Ablativ gleichzusetzen und anzunehmen ist, dass bei uns eigentlich nur der nominale, bei den Litauern dagegen auch der pronominale Genitiv zu Grunde ging.

Ich gehöre also in syntaktischen Dingen ebenfalls zu den sogenannten Localisten und gedenke als solcher auch mit der oben erwähnten Abhandlung über die Casus aufzutreten. Unterdessen möchte ich mir nur noch erlauben vor allem andern meine herzliche Freude darüber auszudrücken, dass die von mir seit jeher vertretene syntaktische Richtung sich endlich auch in der Heimath der Sprachwissenschaft viel muthiger und kräftiger als vorher Bahn zu brechen beginnt, wie es namentlich aus dem oben angeführten Geständnisse Ebel's zu entnehmen ist, da er unstreitig zu den fleissigsten und

¹⁾ Ablativ localis instrumentalis im altindischen lateinischen griechischen und deutschen. Berlin 1867. S. 3 und 76.

²⁾ Indem ich zuerst den Genitiv des Ortes auf die Frage *woher*, dann den des Stoffes und des Grundes in Betracht ziehe. Noch deutlicher geht das daraus hervor, dass ich die erstere Gebrauchsweise des Genitivs nach den folgenden Gesichtspunkten zur Darstellung bringe: a) Entfernung überhaupt, b) Bewegung, c) Trennung und Befreiung, d) Versteckung und Verheimlichung, e) Furcht und Scham. Was aber die nahe liegende Frage anbelangt, ob und inwieweit H. Delbrück bei seinen Forschungen auf mich Rücksicht nahm, darüber finde ich nur einfach zu constatieren, dass er sich in seinen Abhandlungen von allen slawischen Sprachforschern nur auf Miklosich und selbst auf diesen nur einmal (Zeitschr. f. vergl. sprachf. XVIII, 102) bezieht. Endlich kann ich nicht die Bemerkung unterdrücken, dass mir E. Siecke's „Dissertatio inauguralis de genitivi in lingua sanscrita imprimis vedica usu“ (Berlin 1869) nur darnach bekannt ist, wie sie von Delbrück angezeigt wurde (Literarisches Centralblatt. 1869, 8 Mai, Nro 20, Sp. 588).

begabtesten Mitarbeitern Schleicher's hin gehört.¹⁾ Allerdings wird auch diesmal die dämmernde Einsicht mit starken Nebeln noch nicht überwundener Vorurtheile ringen müssen. Darum dürfte es wohl auch angezeigt sein wenigstens flüchtig darauf hinzuweisen, wie das Slawische im Gebrauche der Casus alterthümlich und für die Erkenntniss derselben im Indoeuropäischen überhaupt wichtig sein muss, da es mir schon vor zehn Jahren möglich ward zu den eben hervorgehobenen Ansichten über die wohl schwierigsten unserer Casus zu gelangen. Ich habe dafür ungleich mehr dem Altrussischen und den lebenden gebildeten Slawinen als dem Altbulgarischen und den übrigen unserer Dialekte einerseits, andererseits aber auch den principiellen Winken zu danken, welche mir mein erster Lehrer in syntaktischen Dingen, der vortreffliche Smith (vergl. S. 25, 29 und 30) gab, indem er seine Ansicht über den praedicativen Instrumental gegen die Einwendung, dass derselbe Casus im Altbulgarischen höchst selten sei, dem Wesen nach so vertheidigt hatte:²⁾ „Ich glaube, dass man über die slawische Syntax nur aus solchen Sprachen wissenschaftliche Resultate ziehen kann, deren Schriftsprache sich frei und naturgemäss entwickelt hat. Wo aber die Schriftsprache erst von Ausländern erschaffen wird, da wird sich ein so eigenthümlicher einheimischer Sprachgebrauch nur dann retten können, wenn er entweder vom Standpunkte der fremden Sprache wenigstens erklärlich ist, oder wenn in der einheimischen Sprache durchaus kein anderer Gebrauch möglich ist. Keine von diesen Bedingungen findet statt bei dem Instr. im Praedikat, denn das Praedikat in einen andern Casus zu setzen als das Subject, musste dem Griechen oder griechisch Gebildeten als Unsinn oder Barbarismus vorkommen, der slawische Sprachgebrauch verstattet aber auch den Praedicatnominativ. Kein Wunder also, dass nur dieser getauft und jener als Heide vertrieben wurde. Was für Caricaturen von Graecismen die meistens Wort für

¹⁾ Für die Indogermanische Chrestomathie von Schleicher hatte H. Ebel nach S. IV derselben sogar „die gütte das altirische zu übernehmen.“

²⁾ Grammatik der polnischen Sprache. Berlin 1845. S. XVIII und XIX. In der zweiten daselbst 1864 erschienenen Auflage derselben ist die bezügliche Vorrede nicht abgedruckt, was ich um so aufrichtiger bedauern muss, je mehr und ungerechter bei uns die hier mitgetheilten Ansichten auch in neuester Zeit noch und von Männern verkannt werden, wo man es gar nicht oder wenigstens in viel bescheidenerem Maasse erwartete. Ich gedenke auch diesen Vorwurf in der versprochenen Abhandlung über die Casus zu begründen.

Wort übersetzten altslawischen Schriftdenkmäler oft darbieten, ist ja bekannt genug.“ Gleichwohl werde ich nicht umhin können dem verehrten Herrn so entgegen zu treten, wie ich es bereits in der Note 20 der hier vertheidigten Schrift in Aussicht stellte, wenn es ihm unterdessen nicht gelingen sollte seine Ansicht,¹⁾ der Instrumental und Accusativ seien casus recti und gar auch formell „proxime contigui,“ rechtzeitig und entsprechend zu ändern. Um ihm das einigermaßen zu erleichtern und zugleich anzudeuten, warum ich das Altrussische auch hier den übrigen Slawinen vorziehe, kann ich mich nicht enthalten zu den in derselben Note gegen ihn gerichteten Nachweisungen noch die folgenden hinzuzufügen. In der böhm. Apologie des Libuša's-Gerichtes²⁾ habe ich erstens den so genannten comparativen Instrumental eingehend besprochen und dargethan, dass ihn die Russen seit jeher ungleich häufiger und richtiger gebrauchen als die übrigen Slawen, wie z. B. in *orlomā letitъ*, er fliegt wie ein Adler. Zu demselben Resultate gelangte ich zweitens bei der Recension des Buslajev'schen Opyt hinsichtlich desselben Casus als Sociativ und des dem lat. und sanskr. Ablativ des Stoffes entsprechenden Genitivs. Drittens endlich erklärte ich im §. 388 meiner letzten slowakischen Grammatik³⁾ den praedicativen Instrumental geradezu für die erste Art des comparativen.

Wie sehr ich übrigens für die Syntax seit jeher erglühe, das dürfte wohl am klarsten aus meiner vorletzten Abhandlung hervorleuchten. Denn obgleich ich darin nur einen Theil der Lautlehre behandle, so wahre ich daselbst doch meinen syntaktischen Standpunkt hinlänglich und zwar insbesondere dadurch, worauf ich schon oben (S. 43 und 44) hinwies. Ich verlege nämlich auf S. 43 und 44 derselben den letzten meiner Erkenntnis zugänglichen Grund des „mirabilis concentus“ der an- und inlautenden Consonantengruppen im Altbulgarischen und ihrer Veränderungen wirklich in die folgendermaßen erschlossene und verwerthete syntaktische Beschaffenheit des-

¹⁾ An der er auch in seiner lat. Schrift (De locis quibusdam grammaticae linguarum balticarum et slavonicarum. II, 15 et 22) noch festhält.

²⁾ Časopis mus. král. čes. 1860. S. 71—75. Daselbst 1862, S. 325 und 335—342 ist auch das nachfolgende Resultat begründet.

³⁾ Mluvnica jazyka slovenského. Pešť 1864. S. 232. Obgleich dieselbe nur für Gymnasien bestimmt ist, so glaube ich darin meine Casustheorie doch zu genau dargelegt zu haben, als dass ich mich enthalten sollte selbst in dieser Weise darauf hinzudeuten.

selben: „Cum jam probatum sit (von S. 39—43), Bulgaros veteres extremis vocabulorum consonantibus enuntiationum gratiâ vel ideo non pepercisse, ut syllabis, quae a vocabulis terminatione nihil differrent, loqui possent, concedatur necesse est, illos in extremis quoque syllabis generatim praeter *j* et *n* vocalibus nasalibus *q* et *z* inhaerens nullis aliis consonantium elementis usos esse seu, ut exemplo rem illustrem, illos enuntiationem chlěbъ našъ nasaštъnyj daždъ namъ dnъsъ dicendo in has dividere consuevisse syllabas: chlě-bъ-na-šъ-na-sa-štъnyj-da-ždъ-na-mъ-dъ-nъ-sъ. Quo spectatis vocalibus inter alia id quoque evenit, ut Bulgarorum majores a concursu illarum seu ab hiatu in finitimis aequae ac in mediis vocabulis abhorrerent. Habita autem consonantium ratione facere non poterant, quin praeter *j* aequale aut simile ejus, quo nasaštъnyj terminatur, reliquas omnes in syllabarum principiis exprimerent, itaque duo imprimis vitia vitarent: unum, ne consonantes unquam geminarent, praesertim cum id in vocabulis incipiendis fieri nequaquam posset; alterum, ne in mediis vocabulis consonantium acervis dissimilibus eorum, a quibus illa incipere solerent, unquam uterentur.“

Hierauf wende ich mich zu den entfernteren Ursachen jenes „mirabilis concentus et quae sunt ejusdem generis alia“ und wiederhole eingangs den auf S. 23 durchgeschossen gedruckten Satz ¹⁾ so, wie es bereits oben auf S. 47 zu lesen ist. Ich will dadurch überhaupt, insbesondere aber durch den bei der Wiederholung gebrauchten Ausdruck „proxime“ statt des auf S. 23 stehenden „potissimum“ die nächste unserer Erkenntniss zugängliche Ursache jenes „concentus“ namentlich den Glottikern vom reinsten Wasser oder denjenigen, welche die Laute und Wörter als ganz und gar selbstständige Wesen betrachten und in der oben gerügten Weise misshandeln, genauer angeben und meinen syntaktischen Standpunkt zugänglicher machen. Der ist übrigens so geräumig und so hoch, dass man vom ihm aus nicht nur den eben besprochenen Grund sondern auch das leicht und deutlich einsehen kann, worauf sich die in dem vorhergehenden Absatze mitgetheilte Stelle von „Quo spectatis vocalibus“ bis „nequaquam posset“ bezieht, d. h. warum die Altbulgaren vocalisch anlautende Wörter und Doppelconsonanten vermieden haben. Der hier erörterte Satz ist also gleich jenen nur eine Folgerung aus meinem

¹⁾ „Bulgari prisci contiguas consonantes potissimum ideo mutare consueverunt, ut in mediis vocabulis acervos earum dissimiles iis, quibus in initiis vocum utebantur, evitare possent.“

syntaktischen Grundsätze oder diesem untergeordnet, als solcher daselbst von „alterum“ bis „uterentur“ auch miterwähnt und nur für das Altbulgarische gültig.

Wie verhielt sich nun zu alledem Schleicher und sein neuester Vertheidiger? Schlechterdings so, wie es bereits oben ausgesagt und theilweise auch bewiesen wurde. Sollte aber H. Leskien seinen Beitrag durch und durch selbst verfasst haben und hätte er ihn anderswo ganz unabhängig von Schleicher veröffentlicht, so müsste man sogar einräumen, er habe seinen Meister auch in der Hinsicht weit hinter sich gelassen. Dem sei jedoch, wie ihm wolle, so viel ist gewiss, dass ich wohl berechtigt war die auf S. 43 und 44 stehenden drei Sätze als erwiesen vorauszusetzen. Denn H. L. hat erstens den in dem vorletzten Absatze nachgewiesenen syntaktischen Grund des „mirabilis concentus“ der an- und inlautenden Consonantengruppen im Altbulgarischen und ihrer Veränderungen wirklich „stillschweigend bei Seite gelegt“ und mir zweitens auf S. 414—416 in der rücksichtslosesten Weise angedichtet, ich suche „den grund der veränderungen von consonantengruppen überhaupt nicht in diesen selbst wie Schleicher sondern ausser ihnen in einer gewissen beschaffenheit der in der sprache gebräuchlichen wortanlaute.“

Zu diesem Behufe begnügte er sich nämlich gar nicht damit den eben erwähnten syntaktischen Grund und die gleich darauf erörterte Wiederholung ganz ausser Acht zu lassen, sondern er entstellte unter andern auch die auf S. 15 meiner Abhandlung übersetzte Stelle aus Böhlingk's Beiträgen zur russischen Grammatik, indem er sie kurz und schlecht so zusammenfasste: „Böhlingk sprach die vermuthung aus, die Slawen, da sie ursprünglichen consonantischen auslaut nicht duldeten, möchten überhaupt eine abneigung gegen consonantisch schliessende silben gehabt haben: es pflegten im innern eines wortes nur dann zwei oder mehr consonanten auf einander zu folgen, wenn diese consonanten im anlaut einer silbe ohne die geringste schwierigkeit auszusprechen seien: dasz ein consonant niemals verdoppelt erscheine, erkläre sich ebenfalls dadurch, dasz keine silbe consonantisch auslautete.“ Denn im Original lautet dieselbe wesentlich anders und zwar so: „Wenn der Slawe jener alten Zeit keinen Consonanten im Auslaut eines Wortes duldet, hatte er aller Wahrscheinlichkeit nach überhaupt eine Abneigung gegen consonantisch auslautende Silben. Wenn wir nun überdies gewahren, dasz im Innern eines Wortes zwei oder mehr Consonanten nur dann unmittelbar auf einander zu folgen pflegen,

wenn diese Consonanten im Anlaut einer Silbe ohne die geringste Schwierigkeit auszusprechen sind, so scheint die schon von Andern ausgesprochene Vermuthung, dasz im Altslawischen jede Silbe vocalisch ausgelautet habe und dasz demnach alle im Innern eines Wortes erscheinenden Consonantenverbindungen immer zum Anlaut einer Silbe zu ziehen seien, eine willkommene Bestätigung zu finden. Dasz ein Consonant niemals verdoppelt erscheint, erklärt sich gleichfalls dadurch, dasz keine Silbe consonantisch auslautete.“

Wenn man nun diese Stellen nur nach den durchgeschossenen Schlagwörtern mit einander und mit den von H. L. daraus gemachten Folgerungen vergleicht, so wird man wohl mehr als genug einsehen können, wie es sich eigentlich mit seinem Scharfsinn oder mit seiner Unparteilichkeit verhalte. Denn es ist ja z. B. beinahe handgreiflich, dass H. L. nicht einmal die Kleinigkeit begreifen konnte oder wollte, dass Böhlingk die fragliche Vermuthung eigentlich nur wiederholt und seinerseits bestätigt, ohne diejenigen zu nennen, die sie vor ihm ausgesprochen haben. Noch begriffstütziger oder böswilliger erweist sich der angehende Glottiker dadurch, dass er die von Böhlingk sowie auch von dessen Vorgängern und von mir als Nachfolger dabei gemeinten Altslawen oder Altbulgaren¹⁾ zu Slawen überhaupt oder gar, nach dem Ausdrücke „ursprünglich“ geurtheilt, zu Urslawen potenziert, den der Böhlingk'schen Auseinandersetzung zu Grunde liegenden altbulgarischen Satz und Auslaut dagegen zum Silbenanlaut degradiert, und zwar theils in dem vorausgeschickten Wechselbalg der Böhlingk'schen Auseinandersetzung theils gleich darauf, indem er so fortfährt: „Böhlingk, um sich eine übersicht der im slawischen beliebten consonantenverbindungen zu verschaffen, stellt nach Miklosich *lexicon linguae slovenicae veteris dialecti* (d. h. der ersten auflage des Mikl. wörterbuches²⁾) die dort vorkommenden anlauten zusammen. Da die im inlaut vorkommenden consonantengruppen

¹⁾ Wie ich sie seit jeher und allenfalls länger als z. B. Schleicher zu nennen pflege. Man kann sich davon auch nach der 144 Note zur S. 53 der hier vertheidigten Schrift leicht überzeugen.

²⁾ Die umfasst aber bekanntlich nur das Altbulgarische, während die zweite hie und da auch die übrigen Slawinen sammt ihren nächsten Verwandten und Nachbarinen berücksichtigt. Man kann sich also nach ihnen nur eine Übersicht der im Altbulgarischen üblichen Consonantengruppen verschaffen. Dass übrigens das Satzgefüge auch sonst nicht ganz richtig oder logisch ist, das werden wohl meine unparteiischen Leser selbst bereits bemerkt haben.

nicht aufgezählt sind, blieb die ganze sache eine vermuthung. Hattala auf umfassendere beobachtungen gestützt, will diese vermuthung zum gesetz erheben und stellt p. 23 den satz auf: die alten Bulgaren pflegten vorzüglich deswegen consonantengruppen zu verändern, um in der mitte der worte consonantengruppen vermeiden zu können, die denen unähnlich waren, welche sie im anlaut der worte gebrauchten.“ Nachdem er hierauf den an und für sich richtig übersetzten Satz auch ursprünglich angeführt hatte, fährt er so fort: „Dieser grundsatz ist neu, von allen bisherigen, nicht blosz von denen Schleicher's abweichend; von Böhlingk's oben citierter vermuthung entfernt er sich schon bedeutend dadurch, dasz dieser nur vom silbenanlaut im allgemeinen, nicht aber vom wortanlaut spricht. Doch bleiben wir bei der Schleicher'schen ansicht,“ meint er weiter und thut es auch wirklich so rücksichtslos, dass er dabei sogar die „alten Bulgaren,“ die ich nicht nur in dem von ihm richtig übersetzten Satze sondern auch bei der bereits erörterten Wiederholung und Unterordnung desselben ausschliesslich vor Augen hatte, ganz ausser Acht lässt, um desto leichter das folgende Hirngespinnst zu Stande zu bringen: „nach Schleicher liegt der grund der veränderungen von consonantengruppen in diesen selbst, nach Hattala ausser ihnen in einer gewissen beschaffenheit der in der sprache gebräuchlichen wortanlaute“! Das Spektakel ist aber damit noch keineswegs aus. H. L. konnte es nämlich nicht lassen die mir angedichtete Ansicht auch noch so herzhaft zu bekämpfen, dass man sich dabei an den edlen Ritter von der traurigen Gestalt, dessen Kämpfe mit Windmühlen und mit anderen derartigen Riesen für alle Ewigkeit lächerlich gemacht sind, unwillkürlich erinnern muss. Möge darin weiter gehen, wer da wolle, ich ziehe es vor ausdrücklich hervorzuheben und zu beweisen, dass es sich mit dem dritten der auf S. 43 und 44 vorausgeschickten Sätze noch um vieles ärger verhält.

Der nimmt aber dort die erste Stelle ein und lautet kurz dahin, ich setze die inlautenden Consonantengruppen im Altbulgarischen den anlautenden gleich. H. Leskien war nämlich so scharfsinnig oder unparteiisch, dass er es gar nicht der Mühe werth fand diesen Vorwurf irgendwie zu begründen und dass er dabei nicht einmal den Widerspruch, der von mir bereits oben in der Note zur S. 46 nachgewiesen ist, vermeiden konnte oder wollte. Er nimmt vielmehr auf S. 416—424 einfach an, „concentus“ bedeute unstreitig nur Gleichklang, und da ich mich des Ausdrucks einigemal wirklich bediene,

so sei es gewiss, dass ich die inlautenden Consonantengruppen des Altbulgarischen den anlautenden gleich setze, und er führt nun mit der scheinbar ernstlichsten Miene den Beweis, dass sie es nicht seien. Ich glaube dagegen mit vollem Rechte anzunehmen, dass das fragliche Wort, dessen ich mich statt Harmonie bediene, nicht einmal nach den Grundsätzen der Zukunftsmusik je Gleichklang bedeuten werde und verweise übrigens alle diejenigen, die es angeht, auf die nächsten besten Wörterbücher der lat. Sprache. Was aber meine Schrift weiter anbelangt, die lässt keinen ihrer unparteiischen Leser auch nur einen Augenblick darüber zweifeln, dass es mir wirklich nie eingefallen ist mich des „concentus“ anders zu bedienen, als es hier und auf S. 43 gesagt ist, da ich sonst überall nur von Ähnlichkeit und Unähnlichkeit der altbulg. Consonantengruppen schreibe.

Ich leite z. B. die Aufzählung der inlautenden Consonanzen auf S. 28 und 29 wörtlich so ein: „In palaeobulgaricae linguae monumentis haud pauca vocabula, quae inepta graecorum imitatione composita sunt, legi, collegis meis penitus notum est. Similiter inter omnes constat, ibidem etiam rite composita longe majore numero reperiri, quam ut in eorum mediis ullus acervorum, de quibus nunc ipsum actum est (d. h. die anlautenden), desiderari possit. Denique ex rei ipsius natura sequitur, majoribus Bulgarorum pariter ac aliis nationibus integrum fuisse in mediis vocibus generatim aliquanto majore acervorum varietate quam in earum initiis delectari. Nihilominus tamen acervi illi his tam similes sunt, ut qualitate vix quidquam inter se differant.“ Classischer kann man das wohl, aber kaum je deutlicher sagen. Ungeachtet dessen möge hier auch der Schluss der Aufzählung von S. 32 noch Platz finden, um ein Beispiel zu bieten, wie ich es mit der Ähnlichkeit meine: „*tvł*“, heisst es dort, ad *tvr* tam prope accedit, ut id, quo inter se differunt ¹⁾ minime impediatur, quominus repetatur, acervos consonantium pbulg. in mediis vocabulis usitatos simillimos esse eorum, qui in vocum initiis vigent.“ Den Ausdruck „dissimilis“ gebrauche ich unter andern auf S. 44 an zwei Stellen, deren beide bereits oben auf S. 47 und 61 angeführt und erörtert sind. Die Ähnlichkeit aber er-

¹⁾ Nach dem, was dort theils vorausgeht theils aber sich von selbst versteht, unterscheiden sich die Gruppen von einander dadurch, dass *tvł* „nusquam invenitur“ und anders auslautet als *tvr*. Da sie aber beide wirklich auf Liquida ausgehen, sonst aber lautlich ganz übereinstimmen, so sehe ich es nicht ein, warum man in diesem und in allen ähnlichen oder gar noch ähnlicheren Fällen nicht so schliessen dürfte wie es dort geschieht.

weist sich um vieles wunderbarer, als man es nach der hier gemachten Anmerkung einzuräumen hätte, durch das Gesetz, welches ich im J. 1854 noch nicht gekannt habe, sondern erst auf S. 28, 31 und 32 der vertheidigten Schrift darzulegen wusste. Darnach nehmen sich nämlich die drei- und viergliedrigen Gruppen als höchst regelmässige Erweiterungen der zweigliedrigen aus und zwar die anlautenden so, dass von den dreigliedrigen keine „ita comparata est, ut abjecta vel prima vel ultima consonante“ von den zweigliedrigen irgendwie „discrepet,“ d. h. wenn von ihnen der erste oder der letzte Consonant weggenommen wird, gebräuchliche zweigliedrige Gruppen übrig bleiben. Von der einzigen viergliedrigen *skvr* aber heisst es dort ausgenommen die Einschaltung wörtlich: „Hunc (meine: *acervum*) simillimum esse antecedentibus, facillime tibi persuadebis. Eo enim bifariam diviso existunt *acervi sk* et *vr*,“ deren beide wirklich im Gebrauche sind. „Praeterea *skvr* demto *r* prorsus congruit cum *skv*, abjecto denique *s* cum *kvr*,“ von denen *skv* sicher gebräuchlich ist, *kvr* dagegen mir dazumal sogar mehr bedenklich erschien als dem in solchen Dingen ungleich bedächtiger sein sollen den H. Miklosich. Jetzt wäre ich in Anbetracht des serbisch-kroat. *cvrieti* und *kvrčati*, *čvrčati* sowie des slowinischen *cvrêti*¹⁾ nicht abgeneigt auch bei den Altbulgaren das einfache *kvrëti* mit Miklosich zu zulassen. Das ist also die einzige Ausnahme von dem Gesetze²⁾ und zugleich ein Beweis dafür, wie unerbittlich streng ich dasselbe zu constatieren bemüht war. Ebenso trachtete ich gleich darauf nachzuweisen, was ich an der zuerst angeführten Stelle behauptete, dass nämlich die inlautenden Gruppen trotz ihrer grösseren Mannigfaltigkeit den anlautenden frappant ähnlich seien, da die zweigliedrigen von ihnen „etiam in octo dividendae sint species atque prorsus eodem modo,“ wie die anlautenden; die drei- und viergliedrigen aber mit den zweigliedrigen verglichen auch nach dem eben beleuchteten Gesetze eingerichtet seien. Von den dreigliedrigen z. B. erkläre ich gleich eingangs auf S. 31, dass sie „demtis *ndr* et *pst*, de quibus mox pluribus, omnes sine ulla dubitatione etiam ita comparati sunt, ut abjecta vel prima vel ultima consonante cum primi generis *acervis* modo descriptis (d. h. mit den inlautenden zweigliedrigen) plane congruant.‘,

¹⁾ Worüber man mehreres in meiner kroatisch-serb. Abhandlung oder im Rad jugoslav. Akademije (IV, 167) findet.

²⁾ Übrigens möge man sie nöthigenfalls theils nach der vorletzten Anmerkung theils nach den betreffenden Stellen der vertheidigten Schrift in Erwägung ziehen.

Um nun auch hier wenigstens an zwei Beispielen zu zeigen, wie H. L. selbst gegen die handgreiflichsten Thatsachen zu raisonnieren fähig ist, kann ich nicht umhin hervorzuheben, dass er sich erstens auf S. 417 und 418 nicht enthalten konnte oder wollte die „major varietas“ der inlautenden Gruppen, welche ich an der zuerst mitgetheilten Stelle selber ganz klar eingeräumt habe, ohne alle Rücksicht darauf zu constatieren. Zu diesem Behufe giebt er meine „zusammenstellungen der an- und inlautenden gruppen vollständig“ und raisonneiert gleich darauf so: „Herr Hattala findet nun darin einen singularis und eximius concentus von in- und anlaut. Wir wollen vorläufig constatieren, dasz nach seiner eigenen vorstehenden aufzählung nicht weniger als 40 verschiedene consonantenverbindungen, die im inlaut vorkommen, sich im anlaut nicht finden.“ Der Zweck dieser sauberen Constatierung aber ist offenbar der numerisch nachzuweisen, dass die inlautenden Gruppen den anlautenden nicht gleich seien, was ich je weder zu behaupten noch zu verneinen mich auch nur anschickte. Zweitens hat H. L. daselbst und auf S. 419 nicht genug daran die von mir zuletzt angeführte Stelle ganz und gar zu entstellen, sondern er greift auch meine Ehre an, indem er schreibt: „Wahrscheinlich, um die starke abweichung geringer erscheinen zu lassen, macht Hattala darauf aufmerksam (p. 31), dasz wenn von einigen dreiconsonantigen gruppen, die im inlaut nicht vorkommen, ein consonant weggenommen werde, gebräuchliche zweiconsonantige gruppen übrig bleiben, z. b. *zgr* ohne *z* gebe die als anlaut gebräuchliche verbindung *gr*, ohne *r* die im inlaut vorkommende gruppe *zg*. Allein was hilft uns das? Durch solches abschneiden lässt sich aus allem alles machen.“ Ja wohl und man kann dafür vielleicht sogar auch auf Lob rechnen bei Leuten, die den oben (S. 39 u. 40) nach Waitz geschilderten gleich gesinnt sind. Andere dagegen werden hoffentlich nicht anstehen mindestens zu fragen, nach welchem lat. Lexicon habe denn H. Leskien mein „omnes“ in sein „einigen“ verdeutscht, warum begnügte er sich gleich mir mit den im Inlaut vorkommenden Gruppen nicht; warum führte er die Gruppe *zgr* als im Inlaut ungebräuchlich sogar beispielsweise an, da ich sie auf der von ihm citierten Seite mit Hinblick auf die von ihm ganz ausser Acht gelassene 102 ausdrücklich als eine solche bezeichne, die nicht nur in der Naht von zusammengesetzten Wörtern unzähligemal sondern auch in dem einfachen *vozgria* vorkomme. Um jedoch nur noch das Wichtigste hervorzuheben, frage ich endlich, warum hat es denn H. L. nicht einmal versucht, ob sich namentlich

aus den anlautenden drei- und viergliedrigen Gruppen durch das von mir gemeinte Abschneiden wirklich alles und zwar ohne Lug und Trug oder ohne Ehrabschneiden machen lasse? So ein Versuch kostet ja gar wenig Mühe, da die Anzahl der Gruppen nach mir 18, nach Böhlingk aber oder nach S. 15 meiner Schrift ¹⁾ nur 12 beträgt und die dabei etwa nothwendige Controlle nach der zweiten Auflage des Miklosich'schen Lexicon kinderleicht ist. Auch an einer der bedeutsamsten Analogien dafür fehlt es nicht mehr. Das Kroatisch-serbische gehört bekanntlich zu den südöstlichen oder denjenigen Slawinen, an deren Spitze eben das Altbulgarische steht. Im Laufe der Zeit hatte sich dasselbe natürlich auch allseitig und in consonantischer Hinsicht insbesondere so bedeutend verändert, dass in seinem Anlaut über 60 drei- und viergliedrige Consonanzen vorkommen. Trotzdem aber verhalten sie sich zu den zweigliedrigen daselbst ganz so wie im Altbulgarischen ²⁾.

Man würde sich aber täuschen, wenn man annähme, H. L. lege in der weiteren Bekämpfung seines eigenen Hirngespinnstes, die anlautenden Consonantengruppen des Altbulgarischen seien von mir den anlautenden gleichgesetzt worden, d. h. von S. 419 bis 425 mehr Scharfsinn oder Unparteilichkeit an den Tag. Vielmehr könnte ich leicht das Gegentheil davon beweisen, wenn ich nur wüsste, wozu das gut sein sollte. Auch sehe ich es nicht ein, warum ich nicht be-

¹⁾ Wo ich die Böhlingk'sche Aufzählung vollständig angebe, ihre Hauptmängel achtungsvoll hervorhebe, die übrigen aber deshalb ganz unbeachtet lasse, „cum liceat non solum meliora sequi suoque exemplo, quid rectum videatur, ostendere (d. h. die altbulg. Consonanzen nach der 2 Aufl. des Miklosich'schen Lexicons kennen lernen) sed etiam firmissime asseverare, summa eorum, quae Böhlingk de consonantibus palaeobulgaricis et aliquot annis ante de sanscriticis tradidit, prorsus consentanea esse ei consonantium in universum tractandarum rationi, quam ex. gr. Diezium, Grimmium et Pottium ante illum secutos fuisse constat.“ Ausser dem constatiere ich noch auf S. 16 „J. Grimmium eadem ratione de consonantibus germanicis jam a. 1822 docuisse“ und, um meine Stellung zu den genannten Celebritäten noch genauer zu kennzeichnen, füge ich schliesslich noch hinzu: „Num autem ille (d. h. J. Grimm) hanc viam primus invenerit, ii viderint, quorum id nosse plus interest quam meâ.“ Auch dieses Verhältniss ist von H. Leskien an der oben (S. 62—64) besprochenen Stelle und auch sonst ganz und gar ausser Acht gelassen!

²⁾ Man kann sich nun mehr auch davon leicht überzeugen, nachdem von mir auch die anlautenden Consonantengruppen des Kroatisch-serbischen bereits aufgezählt und mit den altbulgarischen eingehend verglichen sind (Rad jugoslavenske Akademije. IV, 139—172).

rechtigt sein sollte anzunehmen, es sei von nun an zwecklos und überflüssig mich auf umständlichere Widerlegungen einzulassen gegen einen Mann, der am mildesten beurtheilt, statt Sachkenntniss dreiste Behauptungen, statt Beweisführungen hohle Phrasen zum besten giebt, wie H. L. unter andern auch auf S. 409—412, indem er die von mir in der Note 24 flüchtig aufgedeckten syntaktischen Blößen seines Meisters zu bemänteln und meine Ansicht vom Ablativ bei uns und bei den Litauern zu widerlegen sucht. Denn er begnügt sich daselbst gar nicht damit die Note ohne allen und jedweden Grund „lang und unendlich“ zu schelten, sondern er verrückt eben so auch ihr eigentliches Ziel, das offenbar darin besteht durch einige Beispiele darzuthun, dass ich berechtigt war die Schleicher'schen Grundformen im Texte als „monstra“ zu verurtheilen. Wie es sich damit weiter verhalte, das wird noch später zur Sprache kommen. Hier finde ich vorerst den syntaktischen Vorwurf ins gehörige Licht zu stellen.

Nachdem ich in der Note die Hauptergebnisse meiner Abhandlung über den Ablativ dem erwähnten Zwecke gemäss verwerthet und ihre syntaktische Grundlage hervorgehoben hatte, hielt ich dem Seligen vor, er habe es vorgezogen „*repetita crambe delectari, quam iis, quae a me de genitivo ceterisque ablativi reliquiis slavici et litvanici tradita sunt, uti. Quod quidem mihi, füge ich noch hinzu, minime mirandum videtur, cum, ut alia odiosiora praeteream, id quoque constet, Schleicherum in rebus syntacticis tam egregie versatum esse, ut non cunctetur eam harum tractandarum rationem, quae in Ostermayeri grammatica litvanica (Königsberg 1791) obtinetur, non solum sequi, verum etiam miris laudibus praedicare (Handb. d. lit. sprache. Prag 1856. p. IX et X).*“ Dagegen lässt sich nun H. L. zuerst also vernehmen: „Dasz nicht alle bücher, die heute oder gestern geschrieben sind, etwas taugen, hoffen wir noch zu zeigen und dasz ein buch von 1791 ein lob verdienen kann, bedarf keiner weiteren bemerkung.“ Ja wohl, schade nur, dass der erste von diesen Beweisen unstreitig zu den so genannten „ad hominem“ gehört. Er würde also selbst dann nicht zutreffen, wenn es H. L. oder wer immer sonst sonnenklar dargethan hätte, dass mein Buch wirklich gar nichts tauge. Das bedarf wahrlich keiner weiteren Bemerkung. Was aber den zweiten Beweis anbelangt, der trifft auch nicht zu, weil er offenbar mehr beweist, als er beweisen soll. Es giebt nämlich unstreitig eine Unzahl von ungemein älteren und lobenswertheren Büchern, als es die litauische Grammatik von Ostermeyer sein mag. Es kam aber hier eben so gewiss bloss darauf an den Beweis zu liefern,

dass die Grammatik so gelobt zu werden verdiene, wie es Schleicher thut und dass das nicht „*miris laudibus praedicare*“ heisse. Statt dessen nun kam es H. L. „nur darauf an zu constatieren, dass ich eine entstellung der thatsachen auch hier nicht scheue.“ Zu diesem Behufe führt er hierauf die von mir citierte Stelle aus Schleicher's lit. Grammatik gerade so an, wie sie an der oben (S. 56) besprochenen Stelle meiner Abhandlung über den Ablativ zu lesen ist. Um meinen unparteiischen Lesern auch die Beurtheilung des dort Gesagten einigermaßen zu erleichtern, kann ich nicht umhin die Stelle hier wörtlich zu wiederholen. „Bei auszarbeitung der syntax, schreibt der Selige, fand ich eine gute stütze an Ostermeyer's litauischer grammatik, Königsberg 1791 und an Curtius griechischer schulgrammatik. Beide werke haben im ganzen und groszen dieselbe behandlung und anordnung des stoffes, und zwar diejenige, welche nach meiner meinung die einzig verständige und zweckdienliche ist; es wird nämlich alles philosophische wesen ferne gehalten, dafür aber findet man die erscheinungen der sprache in lichtvoller anordnung dar gelegt.“ H. Leskien aber lässt sich gleich darauf nur so aus: „Dann folgt eine auseinandersetzung über philosophisches unwesen in der grammatik. Aus der fassung der stelle muss aber jedem klar sein, dass mindestens eben so viel von Curtius als von Ostermeyer die rede ist, und das nennt herr Hattala die grammatik Ostermeyer's *miris laudibus praedicare*.“ Nein, noch um etwas mehr muss jedem aus der Stelle klar sein, dass nämlich darin Ostermeyer mindestens so viel gelobt wird wie Curtius, und das nenne ich die Grammatik des ersteren *miris laudibus praedicare*. Oben (S. 56 u. 57) aber so wie auch in meiner kroatisch-serb. Abhandlung¹⁾ gehe ich entschieden noch weiter. Hier hätte ich jedoch gar nichts dagegen einzuwenden, wenn es jemand in vollem Ernst unternehmen sollte das von mir dort gefällte Urtheil über die griechische Syntax von Curtius und die litauische von Schleicher darnach umzuändern, wodurch der Selige über Rudolf von Raumer den Stab gebrochen hat,²⁾ d. h. etwa so: „Wer den trüben eindruck nicht scheut, den die wahrnehmung verursacht, dass an zwei männern wie G. Curtius und A. Schleicher die entwicklung der sprachwissenschaft von 1816 bis heute ihrem wesen nach spurlos vorüber gehen konnte, der werfe in ihre syntaxen einen blick.“

¹⁾ Rad jugoslavenske Akademije. IV, 116—119.

²⁾ Beiträge zur vergl. sprachf. IV, 120. Weiter unten wird das Verhältniss noch zur Sprache kommen.

Sowohl der Vorwurf als auch jenes Lob sind offenbar zu empfindlich und zu charakteristisch, als dass ich mich enthalten dürfte auf sie noch etwas näher einzugehen, als es bis jetzt der Fall war. Ich glaube das um so mehr thun zu sollen, je inniger und länger ich davon überzeugt bin, dass H. Curtius zu den nüchternsten und achtbarsten Glottikern gehört. Ausserdem liegt mir gegenwärtig natürlich nicht wenig daran auch den Schein davon zu vermeiden, als sei ich nur gegen Todte und zwar ungeachtet des bekannten Spruches von ihnen muthig. Es darf endlich nicht in Abrede gestellt werden, dass sich H. Curtius wirklich die Mühe nahm den Standpunkt seiner griech. Syntax zu rechtfertigen und dass es nicht an Männern fehlt, die dadurch auch die litauische Syntax von Schleicher hinlänglich gerechtfertigt erachten. Es liegt mir daher auch ob das Gegentheil davon darzuthun.

Zu diesem Behufe glaube ich nun als ausgemacht annehmen zu dürfen, dass es sich mit dem oben mitgetheilten Geständnisse Schleicher's wenigstens so verhält, wie wenn z. B. ein Naturforscher unserer Tage von seiner eigenen Naturgeschichte oder von der seines Freundes sagen würde, sie „habe im ganzen und groszen dieselbe behandlung und anordnung des stoffes“ mit den vermeintlich besten von allen denjenigen, welche zu Ende des vorigen Jahrhunderts, also zu einer Zeit erschienen sind, wo man, wie es unter andern auch von Liebig ¹⁾ bezeugt wird, noch „fest geglaubt hat, dasz Fische und Frösche in Sümpfen, dasz Pflanzen und allerlei Ungeziefer in gährenden und faulenden Mischungen, in feuchten Sägespänen von selbst entstünden.“ Es ist daher auch nicht wenig interessant glaubwürdig zu erfahren, wie H. Curtius das so geartete Lob hinnahm. Meine Wenigkeit würde

¹⁾ Chemische Briefe. Leipzig und Heidelberg 1865 oder 5 Aufl. S. 206. Im Lager der Materialisten unserer Tage findet man leicht wo möglich noch gläubigere Männer. Der anonyme Verfasser der „Natürlichen Geschichte der Schöpfung des Weltalls, der Erde und der auf ihr befindlichen Organismen, begründet auf die durch die Wissenschaft errungenen Thatsachen“ (Aus dem Englischen nach der sechsten Auflage von Carl Vogt. Braunschweig 1851. S. 138—140) z. B. oder allem Anscheine nach der weltberühmte Darwin selbst macht den *Acarus Crosii* für die Wirklichkeit der Urzeugung so ernstlich geltend, dass sich der Übersetzer nicht enthalten konnte dagegen Folgendes zu bemerken: „Wer glauben will, kann freilich glauben. Die ganze Geschichte von den Versuchen der Herren Crosse und Weekes, die der Verfasser erzählt, wurde sehr bald als Humbug erkannt, zumal da man einsehen musste, dasz diese Versuche durchaus keine Garantie gegen das Einschleichen der Milben von auszen boten.“

sich dafür laut der gegenwärtigen Replik insbesondere bestens bedanken. H. Curtius ¹⁾ dagegen lässt sich darüber wörtlich so vernehmen: „Für eine durchgreifende Neugestaltung der griechischen Syntax, meint er, fehlen noch die wissenschaftlichen Vorarbeiten, vor allem reiche Sammlungen des syntaktischen Gebrauchs der verwandten Sprachen, wie sie bis jetzt nur für das Lateinische und, leider unvollendet, in Jak. Grimm's viertem, auch für griechische Syntax uncommon lehrreichem Bande der deutschen Grammatik für die deutschen Sprachen vorliegen. Eine Syntax der Sanskritsprache wird leider noch immer vermisst. Für das Gebiet der slawisch-lettischen Sprachen, hat Schleicher in seiner litauischen Grammatik wenigstens einen Anfang gemacht, der mir bei der Vergleichung mit griechischen Gebrauchsweisen oft lehrreich war.“

Dass es dazumal auf dem Gebiete der slawischen Syntax an lehrreicheren Anfängen keineswegs mangelte, das werde ich nöthigenfalls anderswo eingehender nachweisen. Unterdessen mögen diejenigen, die es angeht, die unten angeführten Stellen ²⁾ nachschlagen, hier dagegen gleich den heldenmüthigen Bekämpfer Pott's, H. Johannes Schmidt, vernehmen und beurtheilen, wie er sich früher der Glottik überhaupt und seines Meisters insbesondere gegen L. Lange angenommen hatte, indem er ³⁾ schrieb: „S. 14 tadelt der herr verf. an der vergleichenden grammatik, dasz sie sich ‚gar wenig‘ um die syntax

¹⁾ Erläuterungen zu meiner griechischen Grammatik. Prag 1863. S. 149.

²⁾ Beiträge zur vergl. sprachf. II, 247, wo von Schleicher selbst Daničić's serbische Syntax, den Ausdruck „umfassender gelehrsamkeit“ ausgenommen, richtig angezeigt wird. H. Daničić bewährte sich nämlich darin dem Wesen nach ganz so wie in seinem altserb. Lexicon, worüber bereits oben (Note 2 zur S. 21) die Rede war und Schleicher's Urtheil (Beiträge IV, 251 und 252) nachgeschlagen werden mag. Vergleicht man ausserdem noch die daselbst auf S. 368 und 369 von dem Seligen gemachte Anzeige der Buslajev'schen historischen Grammatik der russ. Sprache mit meinem Gutachten über dieselbe (Čas. mus. král. čes. 1862, S. 84—89, 133—160, 323—344 und 1864, S. 187—194), so wird man wohl unter andern auch das einzuräumen haben, dass die Buslajev'sche Syntax wenigstens so beachtenswerth ist wie die litauische von Schleicher und dass die Leichtfertigkeit und Parteilichkeit des Seligen in slaviciis gränzenlos war. Das Polnische und Böhmisches anlangend endlich wolle man sich gefälligst mit den Hinweisungen begnügen, die namentlich auf S. 56—61 dieser Replik enthalten sind.

³⁾ Zeitschrift für vergl. sprachf. 1866 oder XV, 456—458, wo die im höchsten Grade objectiv gehaltene und von mir öfters citierte akademische Festrede Lange's auch so bekritelt wird, wie es bereits oben (Note 1 zur S. 41) gerügt wurde.

kümmere. In späterer Zeit wird sie sicherlich auch die Syntax berücksichtigen, vor der Hand fehlen dazu aber noch die allernöthigsten Grundlagen und der Herr Verf. wird zugeben müssen, dass es verfrüht wäre jetzt, wo an der rein formellen Seite der Sprache noch so vieles dunkel ist, schon auf die geistige noch mehr der Willkür des Forschers raum gebende Syntax einzugehen.“ Nach meiner unmasgeblichen Ansicht verhält es sich mit dieser Entschuldigung der Glottik um vieles ärger als mit der Curtius'schen. Denn es ist ja z. B. beinahe handgreiflich, dass ihr Kern sogar als Plagiat gebrandmarkt werden muss, da er der Curtius'schen unter den dazu nothwendigen und vorhandenen Bedingungen entnommen ist. Ferner habe ich eben kurz nachgewiesen, dass derselbe oder der Mangel an Sammlungen des syntaktischen Gebrauchs weder im J. 1863 noch um drei Jahre später so gross war, wie er von Curtius und Schmidt angenommen wird. Zugegeben aber, er sei wirklich so drückend gewesen, kann man nicht umhin zu fragen, nach welcher Logik folge denn daraus gerade das, wofür derselbe beiderseits geltend gemacht wird. Noch unbegreiflicher ist für mich die Ungerechtigkeit, die sich die beiden Glottiker dadurch zu Schulden kommen lassen, dass sie die Resultate der sogenannten philosophischen Grammatik auch nicht im geringsten berücksichtigen. Obwohl ich ein Slawe und kein sonderlicher Verehrer der deutschen Philosophie bin (vergl. Note 2 zur S. 26), so wiederhole ich hier doch ohne alles Bedenken dasjenige, was ich in der Hinsicht bereits vor zwölf Jahren¹⁾ aussprach, indem ich schrieb, dass „auch die rein philosophische Sprachforschung, als ein natürliches Stadium des menschlichen Geistes auf den Wegen nach Wahrheit, genieszbare Früchte in Menge trug. Sie befreite namentlich, fügte ich noch hinzu, die Syntax von den grausamen Fesseln, in welche sie die Adelung'sche empirische Schule gelegt hatte. Dieselbe trug bedeutend auch zur Erhebung der Sprachforschung überhaupt bis zu jenem schwindligen Standpunkte bei, wo wir Wilhelm von Humboldt, wie er uns in derselben Zeitschrift (im J. 1847. I, 128) von H. Šafařík begeistert und schön geschildert wurde, erblicken und bewundern.“ Ich bin nämlich davon in Anbetracht namentlich der oben gegen die Vernachlässigung der Syntax beigebrachten Gründe

¹⁾ In der öfters citierten Abhandlung über den Ablativ im Slawischen und Litauischen (Čas. mus. 1857. S. 231 und 232), wo ich übrigens die bedeutendsten Mängel derselben grammatischen Schule schonungslos aufdeckte und verwarf.

auch jetzt noch so innig überzeugt, dass ich schliesslich auch der Hoffnung Raum und Ausdruck geben muss, die Zeit sei nicht ferne, wo man über die gegenwärtig unter andern auch von H. Miklosich ¹⁾ vorgezogene Eintheilung und Behandlung der Syntax nach der Bedeutung der Wortclassen und Wortformen den Stab brechen und zu derjenigen zurückkehren werde, die von dem Satze als der natürlichen Grundlage jeder Bedeutung von Wortclassen und Wortformen ausgeht und von den philosophischen Sprachforschern freilich sehr mangelhaft entworfen und befolgt wurde.

H. Leskien wird mich desshalb im besten Falle wahrscheinlich nur bemitleiden, doch hoffentlich nicht für immer: denn er ist auch jetzt schon so liberal, dass er es sich wirklich herausnimmt nicht nur seinem Meister, obgleich dessen Compendium für ihn sogar über die Gebühr massgebend ist (vergl. S. 415), zu opponieren sondern auch gegen mich alle Rücksichten fahren zu lassen, wie namentlich bei der Bekämpfung meiner Ansicht über den Ablativ bei uns und bei Litauern oder auf S. 409 bis 411. Meine Abhandlung darüber war ihm „leider nicht zugänglich.“ Ihre Grundlage ist nicht nur nach der aus ihr oben (S. 57) mitgetheilten Stelle sondern auch nach ihrer Anwendung gegen Schleicher in der eben von H. L. bekämpften Note offenbar syntaktisch. Ungeachtet dessen bemüht er sich der Ansicht Schleicher's über die pronominalen Genitivsuffixe *go* und *so*, auf die es dabei zunächst ankam, rein glottisch oder phonologisch, der meinen dagegen wenigstens anhangsweise auch syntaktisch den Garaus zu machen, indem er sich zuletzt lediglich so vernehmen lässt: „das deutsche, und dieses haben wir doch bei fragen aus dem litauischen und slawischen zuerst zu rathe zu ziehen, hat den alten ablativ sicher verloren. Im deutschen hat dieser casus seine function an genitiv, dativ und instrumentalis abgetreten, und die syntaktischen verhältnisse im litauischen und slawischen sprechen nicht gegen eine ähnliche annahme auch für diese sprachen.“ Da er sich aber, wie bereits angedeutet, mit diesen Behauptungen allein begnügt und sogar gegen H. Delbrück ²⁾ offenbar anstösst, so dürfte es wohl angezeigt

¹⁾ Vergleichende gramm. der slavischen sprachen. IV, 1—3.

²⁾ Ablativ localis instrumentalis im altindischen lateinischen griechischen und deutschen. S. 76, wo auch von der oben (Note zur S. 45) vorgezogenen Hypothese über das Verhältniss des Deutschen zum Slawischen ausgegangen und ebenfalls ohne alle Belege behauptet wird, „der verlorene ablativ sei in jeder von beiden Sprachen auf verschiedene weise ersetzt worden, im slawischen durch den genitiv, im deutschen durch den genitiv und instru-

sein mich um dieselben und um seine übrigen Ansichten hierüber von nun an nicht weiter zu kümmern als etwa um den vorjährigen Schnee.

Wo möglich noch mehr richtete sich H. L. nach dem von Waitz verpönten Grundsatz der wissenschaftlichen Cliques in Deutschland: „die Stärke der Partei ersetzt die Stärke der Gründe“ auf S. 411—414, wo er für die Ansicht Schleicher's über die Wurzeln unserer Sprachen und über die sogenannten Lautgesetze derselben seine Lanze einlegt und bricht, ohne etwas anderes als blosser Spiegelfechtereien zum besten gegeben zu haben. Er reitet nämlich ausschliesslich auf dem zweiten Absatze derselben, nach ihm „langen und unendlichen note,“ obwohl es eine unbestreitbare Thatsache ist, dass dabei insbesondere auch die folgenden Stellen zu berücksichtigen waren: 3—5, 12+₂₅, 43₁₂₀, 89₂₃₂ und 90+₂₃₆. Ausserdem schafft ihm seine ungebundene Phantasie eine Menge der scheusslichsten Riesen, die er natürlich so heldenmüthig und glücklich niedermacht, dass es namentlich für die Glottiker, die sich auch nach Steinthal¹⁾ „vorzugsweise der Kritik rühmen,“ wirklich ein Gräuel sein sollte daran auch nur zu denken. So z. B. bekenne ich mich an der zuerst angeführten Stelle oder gleich in der Einleitung zu meiner Abhandlung zu der Grimmschen Ansicht über die Wurzeln: „nullam esse in lingua germanica radicem quae vocali sola constet; nec in slavica ceterisque filiabus stirpis indoeuropaeae radices ita imbecillas primitus vigere potuisse.“ Ich halte sie jedoch keineswegs für so durchaus unanfechtbar wie H. L. die ihr entgegengesetzte von Schleicher und andern, indem ich gleich darauf ausdrücklich hinzufüge: „de rebus ita arduis, necdum vel ope ejus artis, quae in linguis comparandis occupatur, sententiam, qua omnis controversia dirimatur, ferri posse.“ Demgemäss äussere ich mich auch in der besprochenen Note, indem ich auf S. 11 gegen §. 160 meiner „Srovn. mluvnice“ von der vermeintlichen Wurzel *i* schreibe „palacobulg. infinitivum *iti* potius sonuisse *ji-ti* quam *i-ti*,“ d. h. ich setze *ji* statt *i*, und auf 90+₂₃₆ *uv* statt *u* als Wurzel an. Ungeachtet dessen lässt H. L. die letztere Wurzel ganz und gar unbeachtet und dichtet mir an, ich gebe jetzt die erstere zu. „Schleicher,

mentalis.“ Um diese Abhandlung kümmerte sich H. Leskien auch nicht im mindesten, obgleich sie ihm gewiss ungemein leichter zur Kenntniss gelangen konnte (vergl. Zeitschrift für vergl. sprachf. XVII, 301 und 302) als mir die von Potebnja in Woronež 1866 erschienene und doch hält er mir auf S. 441 vor, ich habe die letztere unerwähnt gelassen.

¹⁾ Philologie, Geschichte und Psychologie. S. 17.

meint er, in einer ausführlichen und anerkennenden recension des werkes (beitr. I, 245) erklärte es für unmöglich, *id* als wurzel anzusehen, da aus einem infinitiv *id-ti* nach slawischen lautgesetzen hätte *is-ti* werden müssen, wie aus *jad jasti*, es sei also auch im slawischen *i* die wurzel, *id* das resultat einer stammbildung. Hattala gibt das jetzt zu.“ Laut 89₂₃₂ ferner gebe ich nicht einmal die hier gemeinte Stammhaftigkeit des *d* so zu und lasse nirgends ein Lautgesetz so ausnahmslos gelten, wie es Schleicher auch an der eben a. St. thut und H. L. zu rechtfertigen sucht, indem er z. B. das von mir gegen dieselbe Stelle geltend gemachte altbulg. *jato* für *jadto* nicht nur ohne allen Grund als „fehler, zweifelhafte rarität“ und dergleichen hinstellt, sondern auch die von mir auf 12+₂₅ dafür und gegen Schleicher gerichtete goth. Analogie von *nithjis* und *sibun* ganz und gar ausser Acht lässt und trotz alledem auch noch den Muth hat mich einer „Perfidie“ zu zeihen.

Übrigens werde ich nicht ermangeln die Verdienste der Glottik um die Wortbildungslehre im allgemeinen anderswo, wahrscheinlich in meiner Abhandlung über die Casus eingehend zu würdigen. In der Lautlehre, auf die dieselbe am lautesten pocht, bewährte sie sich so, wie ich es bereits oben ausgesagt und theilweise auch begründet habe. Auf S. 34 schrieb ich, der Selige habe die Steigerung des *o* zu *i* wahrscheinlich eben so verlernt wie die des *y* zu *va*, sein Vertheidiger dagegen die erstere noch gar nicht erlernt, die letztere aber so verkannt, wie es daselbst bereits dargethan wurde. Nichts ist leichter als auch das zu beweisen. Auf S. 72 und 78 der „Formenlehre der kirchenslaw. sprache“ nämlich werden die beiden Steigerungen an folgenden Beispielen dargelegt: *pominati*, *procvitati*, *čisti*, *čitati*, *čislo* und *kvasъ*. Wem an mehreren liegen sollte, der findet sie für *va* aus *y* schon oben auf S. 34 und bei Miklosich¹⁾ auch sonst noch. Im Schleicher's Compendium dagegen werden die beiden Steigerungen ganz und gar vermisst. Beweis dessen nicht nur die S. 124 und 125 der zweiten Auflage desselben sondern auch die S. 425 und 440 des Leskien'schen Beitrags. Die erste dieser Stellen ist schon auf S. 34 widerlegt, die zweite aber bezieht sich auf 90+₂₃₅ meiner Abhandlung, insbesondere aber darauf, dass ich in *basō* von *bod*, *čisō* von *čbt* und ähnlichen Aoristen keine Ersatzdehnung wie Schleicher sondern mit Miklosich eine Steigerung der Stammvocale erblicke. Dagegen soll nun nach H. L. „die bemerkung ge-

¹⁾ Vergleich. gramm. der slav. sprachen. I, 143–145.

nügen, dasz dann der aorist von *čtta* nicht *čisā*,¹⁾ sondern *čēsā* heissen müsste, ganz abgesehen davon, dasz steigerung vom aorist überhaupt ausgeschlossen sei.“ Weiter findet man gar nichts darüber und es konnte auch überhaupt nichts Gründliches beigebracht werden, da die Bemerkung sammt und sonders grundfalsch ist und zwar der erste Theil derselben nach dem bisher Gesagten, der zweite aber sogar nach Schleicher²⁾ selbst. Nach ihm tritt nämlich geradezu in dem hier gemeinten Aorist die Steigerung sehr häufig auf. Im Altindischen z. B. wird er erstens so gebildet: „Das hilfsverbum setzt die endungen unmittelbar an seinen wurzelauslaut; die wurzel des hauptverbums hat im activ zweite steigerung, im medium meist den reinen wurzelvocal oder erste steigerung; z. b. zu wurz. *tud* (stoszen), *ni* (führen), act. ind. sing. 1. *á-tāut-sa-m*, *á-nāi-ša-m*.“ Diese unbestreitbare Thatsache hatte schon Miklosich an der von mir auf 90+₂₃₅ citierten Stelle³⁾ einigermassen auch gegen den Seligen geltend gemacht, der von Ersatzdehnung in diesem Falle seit jeher und ganz so lehrt, wie es von mir daselbst gerügt wird. Sollte ich dieselbe Lehrart genau kennzeichnen, so müsste ich unumwunden sagen, dass sie dem althergebrachten Begriffe der Quantität auf die keckste Weise ins Gesicht schlägt. Denn nur so kann man z. B. behaupten, in *basā* sei *o* zu *a* gedehnt, da man dabei sonst stets dieselbe Qualität der Vocale voraussetzt. H. L. kennt also nicht einmal die Elemente des Altbulgarischen noch so genau, wie er es

¹⁾ H. L. hat hier und auch sonst überall *ü* statt *у* gegen 49+₁₃₁ meiner Abhandlung, wo ich dem verklingenden polnischen oder russischen *y* das Wort rede. Auf S. 434 führt H. L. selbst dagegen eine Stelle aus der Formenlehre der kirchenslaw. Sprache (S. 35) an, wo *у* und *и* als *ü* und *i* nach Miklosich angesetzt werden, und doch kann er es nicht lassen zu fragen, wo habe denn der Selige „das *у* dem kurzen *u* gleichgesetzt.“ Auf S. 119 des Compendiums liest man freilich: „*i* und *ü* verhallend kurz und trüb nach *e* und *o* hin,“ aber das ist eben so grundfalsch in Bezug auf das *у*, wie die Miklosich'sche Ansicht darüber. Das scheint auch H. L. wenigstens geahnt zu haben, denn er schickt sich nicht einmal an für seinen Meister in der Hinsicht weiter einzustehen oder die von mir geltend gemachten Gründe zu entkräften.

²⁾ Compendium. 2 Aufl. S. 810 fg. H. Leskien begnügt sich an der besprochenen Stelle mit dem §. 182 desselben. Da aber der von S. 299—308 reicht und die fragliche Dehnung daselbst und zwar auf S. 300 und 301 als erwiesen angenommen wird, so wäre man wohl berechtigt das am Ende dieses Absatzes ausgesprochene Resultat noch ungünstiger lauten zu lassen.

³⁾ Vergleich. gramm. I, 99 und 100 vergl. mit der Formenlehre der kirchenslaw. sprache. S. 360—363.

könnte und sollte, und er verschweigt oder verfälscht selbst die Lehren seines Meisters, je nach dem es eben in seinen Kram passt. Der Selige aber war so unparteiisch, dass er die dafür schreienden Lobhudeleien seines Schülers nicht nur drucken, sondern auch ihre Verbreitung sich sehr angelegen sein liess (vergl. S. 2).

Dasselbe Lob gebührt beiden auch in Bezug auf ihre eigene Muttersprache nach S. 405 und 406 der besprochenen Apologie, verglichen mit S. 6 und 7 meiner Abhandlung. Ich führe dort daraus, dass Schleicher auch die deutschen Consonanten, obwohl sie zahlreicher und wichtiger sind als die Vocale, viel kürzer behandelt als dies, den ersten Beweis für die daselbst und auf S. 21 ausgesprochene Behauptung: „Schleicherum in explanandis consonantibus slavicus parum profecisse.“ Dagegen liess sich nun H. L. wirklich versuchen erstens „zu fragen, in welchem buche denn bis jetzt Schleicher unternahm die sämtlichen consonantenverbindungen sämtlicher slawischer sprachen zu behandeln, es hätte, meint er, gerechter weise doch wenigstens heissen müssen, in ‚palaeobulgaricis explanandis.“ Wo steckt denn aber, frage ich wieder, in meiner Behauptung der Grund für die durchgeschossen gedruckten Wörter der Frage meines Gegners? Ferner liess H. L. dabei ganz ausser Acht insbesondere das Ende von 21₂, wo es heisst „Schleicherum jam a. 1851 conatum esse eas consonantium bohemicarum mutationes, quae ‚in den Organismus der Sprache tiefer greifen und auch in der Schrift dargestellt werden,‘ ad hoc revocare praeceptum: ‚Eine Grundregel ist es, dass nie ein Consonant verdoppelt wird.“ Das bezieht sich auf die oben (S. 30 und 31) berührte Abhandlung Schleicher's ‚über böhmische Grammatik,‘ wo auf S. 281—296, also ziemlich eingehend gezeigt wird, wie man die böhm. Consonanten überhaupt behandeln soll. Endlich darf es nicht geläugnet werden, dass die slaw. Dialekte von dem Altbulgarischen und von einander ungemein weniger abstehen als z. B. die germanischen vom Gothischen und von einander. War es hernach nicht recht und billig die Verdienste des Seligen um unsere Sprachforschung wenigstens so anzuerkennen, wie es auf S. 7 durch den dem besprochenen Vorwurfe unmittelbar nachfolgenden, von H. L. aber gleichfalls unbeachtet gelassenen Beisatz „quamvis etiam in linguis slavicus comparandis merito magna vigeat auctoritate“ wirklich geschieht?

Was aber die Seitenzählerei selbst anbelangt, die ist weder „unpassend und unnütz“ noch unredlich überhaupt und so insbesondere, wie es H. L. glauben machen möchte. Denn es ist erstens

unbestreitbar, dass ich dabei nur die *einfachen* Vocale und Consonanten in Betracht ziehe, indem ich z. B. das elbst ohne alle Beifügung oder allgemein behaupte „vocales etiam in lingua germanica longe pauciores esse consonantibus,“ auf S. 16 und 17 aber die doppelten Consonanten und die Gruppen von verschiedenartigen sogar den langen Vocalen und Diphthongen mit J. Grimm und Pott parallel stelle, wie es unter andern auch Heyse und Steinthal¹⁾ thun, da nach ihnen „die Verbindung zweier gleichen Consonanten, Verdoppelung oder Geminatio, dem langen Vocal ent spricht“ und „die Verbindung differenter Consonanten dem Diphthong analog ist.“ Eben so unbestreitbar ist zweitens der Satz, dass es einfache Consonanten im Germanischen überhaupt, somit auch im Mittelhochdeutschen mehr giebt als einfache Vocale. Da H. L. nur das letztere und zwar vorzugsweise den Vocalen nach gegen meine Seitenzählerei geltend machen möchte, so genügt es ihm einfach beizustimmen, dass es 18 mittelhochdeutsche Consonanten gebe, hinsichtlich der Vocale aber auf seinen Meister selbst sich zu berufen. Nach diesem nun²⁾ „kennt die deutsche Grundsprache im Ganzen neun im Klange verschiedene Vocallaute, das Mittelhochdeutsche deren aber zweiundzwanzig, nämlich acht Kürzen: *a, e; i, ë; u, ü; o, ö;* sieben lange Vocale: *a, æ; î; ê; û; ô, œ,* und sieben Diphthonge: *uo, üe; ei; iu, ie; ou, öu.*“ H. L. dagegen lässt auch diesen Unterschied ganz und gar fahren oder er stellt den Satz, „im mittelhochdeutschen gebe es 22 vocale und 18 consonanten“ als allgemein bekannt und als an und für sich vollkommen geeignet hin nicht nur meiner Seitenzählerei den Garaus zu machen sondern auch sogar dem schweren Vorwurfe, ich habe „die leser täuschen wollen,“ zur Grundlage zu dienen!

„Den werth“ eines solchen Verfahrens, sage ich meinem Gegner nach, „überlassen wir dem urtheile jedes unbefangenen, für die art aber,“ wie man Apologien nicht schreiben soll, ist H. Leskien's „verfahren lehrreich. Schleicher's buch über die deutsche sprache, hebt H. L. weiter und zwar richtig hervor, soll nach des verfassers ausdrücklicher bestimmung ein populäres sein. Gesetzt auch, die deutschen consonanten verlangten eine zehnmal genauere wissenschaftliche durchforschung, als ihnen bisher zu theil geworden ist, wie kann man sie

¹⁾ System der Sprachwissenschaft. Berlin 1854. S. 292 fg.

²⁾ Die deutsche Sprache. S. 148. Die mhd. Consonanten sind in demselben Buche, welches auch meiner Seitenzählerei zu Grunde liegt, auf S. 139 und 140 angegeben.

in einem solchen buche erwarten?“ Meiner unmassgeblichen Meinung nach hätten darin wenigstens die Hauptergebnisse der bewunderungswürdigen, in ihrer Art einzigen Forschungen J. Grimm's über die germ. Consonantengruppen mit ungemein mehr Recht Platz finden können und sollen als z. B. alles dasjenige, was man daselbst über die sogenannten Grundsprachen überhaupt und die germanische insbesondere zu lesen bekommt. Sie haben aber selbst in der 2 Auflage des Schleicher'schen Compediums auch nicht die geringste Berücksichtigung erfahren.¹⁾ Dasselbe Loos traf dort auch alle übrigen derartigen Resultate der bisherigen Forschung, obgleich man auf die meisten von ihnen mit vollem Rechte unter andern auch die folgende Stelle der Schleicher'schen Vorrede zu derselben Auflage (S. III) beziehen kann: „Nach abscheidung des noch zweifelhaften bleibt ein reicher, die verschiedenen seiten, welche die sprache der wissenschaftlichen betrachtung beut, umfassender vorrat von erkenntnissen, welche für alle zeiten sicher stehen.“ Solcher Art sind meinem Ermessen nach z. B. die Zusammenstellungen der sanskritischen Consonantengruppen von Benfey,²⁾ Böhlingk und Pott,³⁾ der altbulgarischen (anlautenden) von Böhlingk, der lettischen von Bielenstein,⁴⁾ der lateinischen und griechischen von Leo Meyer.⁵⁾

¹⁾ Vergl. das auf S. 12 mitgetheilte Urtheil Haupt's und die voriges Jahr erschienene Anzeige der Weinhold'schen Grammatik der deutschen Mundarten (Zeitschr. für vergl. sprachf. XVII, 376 fg.).

²⁾ Vollständige Grammatik der Sanskritsprache. Leipzig 1852. S. 21 fg.

³⁾ S. 15—17 meiner Abhandlung, wo unter andern auch die Aufzählung der altbulg. anlautenden Consonanzen des ersteren wiedergegeben und vorzüglich nach Pott die Wichtigkeit solcher Aufzählungen hervorgehoben, auf S. 23 aber dem und allen übrigen Praemissen gemäss behauptet wird „linguas et copiam et qualitate tam simplicium quam compositorum elementorum tantopere inter se differre, ut firmissime asseverare liceat, ingenium uniuscujusque illarum nisi hoc quoque discrimine penitus cognito perspicui non posse.“ H. L. dagegen will nach S. 424 und 436 nur „keineswegs verkennen, dass solche zusammenstellungen ihren werth haben.“ Vergleiche auch Note 1 zur S. 68 dieser Replik.

⁴⁾ Die lettische Sprache nach ihren Lauten und Formen erklärend und vergleichend dargestellt. I, 81 fg. Über den Werth des Buches s. oben S. 4—7.

⁵⁾ Vergleichende Grammatik der griech. und lat. Sprache. Berlin 1861. I, 182 fg. Ich führe eben Beweise dafür, dass der Selige in dieser Beziehung wenigstens um ein halbes Jahrhundert (vergl. S. 19) zurück blieb, somit ganz und gar incompetent war über die Consonantenlehre überhaupt und über die Leo Meyersche insbesondere zu urtheilen. Er masste sich doch auch das und zwar russisch viel entschiedener als deutsch an (Compendium

Darin und in der dem Seligen sonst eigenen Rücksichtslosigkeit liegt nun der eigentlichste Grund meiner Erbitterung gegen denselben, wie es am leichtesten und vollständigsten aus der S. 21 und 22 zu entnehmen ist. Ich begründe dort nämlich den Vorwurf „Schleicherum in explanandis consonantibus slaviciis parum proficisse“ vor allem andern durch eine eingehende Vergleichung der S. 243—254 des Schleicher'schen Compendiums mit S. 143—156 seiner Formenlehre der kirchenslaw. Sprache und gelange zu dem Resultate „summa eorum, quae de consonantibus pbulg. illic traduntur, nihil prorsus differre a rebus hic praeceptis.“ Hierauf hebe ich gegen das Compendium seiner ersten Auflage nach auch noch besonders hervor, dass darin erstens die vorangegangenen Forschungen über die Consonantengruppen überhaupt und die slawischen insbesondere „tam temere et insolenter negligantur, ut ne Böhlingkii quidem, qui in palaeobulgaricis colligendis et in usum nostrum convertendis primus et insigniter desudaverat, Schleicheroque amicissimus esse videtur,¹⁾ vel mentio fiat, etiamsi nec occasio id faciendi desit. Deinde tantum abest, ut ibidem penitus repudietur, ut pertinaciter repetatur sententia, Slavos a simplici consonantium elisione ita abhoruisse, ut supra retuli,“ d. h. prorsus oder wie es von Schleicher gelehrt wird.

Ich führte den Beweis insbesondere auch desshalb, um solchen Vorwürfen zu begegnen, wie es z. B. der von H. L. auf S. 406 vorgebrachte ist. „Da es Hattala, meint er, doch zunächst um das slawische zu thun war, ist es wohl erlaubt zu fragen, warum er nicht das altbulgarische im Schleicher'schen compendium dieser zählmethode (d. h. der bereits gewürdigten Seitenzählerei) unterworfen hat.“ Und obwohl er dieselbe als höchst „unpassend und unnütz“ erachtet, so wendet er sie doch gegen mich an, indem er die Frage so beantwortet: „in diesem buche sind die altbulgarischen vocale auf 14 seiten, die consonanten auf 19, in der zweiten auflage (die vor Hattala's schrift erschienen ist) jene auf 16, diese auf 20 seiten behandelt. Diese zahlen passten nicht, also wurden sie verschwiegen.“ Solche Kunststücke verachte ich, mein Gegner dagegen fand es gewiss angezeigt nicht nur die eben hervorgehobene Vergleichung, die alle Seiten-

2. Aufl. S. 15 und 54 vergl. mit *Kratkij očerkъ doistoričeskoj žizni sěverovostočnago otděla indo germanskichъ jazykovъ*. Aus dem VIII B. der „*Zapiski imp. Akademii naukъ*“ in St. Petersburg 1865 bes. abg. S. 24).

¹⁾ Für die Richtigkeit dieser Annahme zeugt insbesondere der oben (S. 19 und 20) hervorgehobene Umstand.

zählerei überflüssig macht, sondern auch Vieles andere, was ihm nicht passte, entweder ganz und gar zu verschweigen oder auch zu verfälschen, wie namentlich auf S. 437, wo er sich so auslässt: „Der specialis consonantium mutatio schickt Hattala die bemerkung voraus, vollständige assimilation (angleichung) gebe es in den slawischen sprachen nicht, wie er bereits p. 22, 76, 77 dargethan habe. P. 22 steht nur die behauptung, statt vollständiger assimilation sei elision anzunehmen, die nach Hattala's bekanntem princip deswegen geschehen sein muss, um consonantisch auslautende silben zu vermeiden; Schleicher habe einen argen widerspruch begangen, wenn er einmal behaupte, im slawischen kämen keine doppelconsonanten vor, und doch lehre, es gebe assimilationen, die doppelconsonanten erzeugen müssten; qua¹⁾ enim quaeso ratione potuissent majores nostri unquam eo ineptiae adduci, ut odiosissimam sibi consonantium geminationem ideo praecipue cierent, ut ab ea liberarentur? P. 76, 77 erwähnen nur, dass noch jetzt die schreibung von doppelconsonanten im slawischen vereinzelt ist. Das sind also Hattala's gründe gegen die annahme einer vollständigen assimilation.“

Bei weitem nicht und zwei der berührten Gründe lauten wesentlich anders, behaupte ich dagegen und ersuche meine unparteiischen Leser vor allem andern die angezogenen Stellen mit mir nachzuschlagen. Auf S. 22 lesen wir unmittelbar darauf, wo ich in dem vorletzten Aufsatze aufhörte, gegen die Schleicher'sche Annahme Folgendes: „Falsissimam illam esse, jam annis abhinc undecim²⁾ eo potissimum probavi, quod in vetustissimis linguarum slavicarum monumentis ne lenissima quidem perfectae consonantium assimilationis vestigia reperiuntur. Quod cum ne Schleicher quidem ipse neget et praeterea infra nullo negotio probaturus sim, Slavos etiam a consonantium ejusdem generis collisione summopere abhorrere, concedatur necesse est,“ dass die Schleicher'sche Ansicht insbesondere wegen des von H. L. fehlerhaft mitgetheilten Satzes geradezu „absurd“ sei. Demgemäss begnüge ich mich auf S. 76 und 77 keineswegs mit der mir von H. L. zugemutheten Erwähnung sondern ich führe allerlei

¹⁾ Sowohl in diesem als auch in dem vorletzten Worte der Stelle oder in *ea* steht bei H. L. fehlerhaft *o* statt *a* und fehlt auch das Fragezeichen.

²⁾ D. i. im J. 1854 in der daselbst unter Nro. 55 angeführten und im Čas. mus. král. čes. erschienenen Recension der Čelakovský'schen vergl. Grammatik, wo ich zuerst auch die inlautenden Consonantengruppen des Altbulgarischen zusammenstellte (S. 134—137) und so zu verwerthen anfang, wie es oben (S. 36) kurz angedeutet ist.

Beweise 1) dafür bei, dass „*Slavi generatim a consonantibus geminandis adhuc quam diligentissime se abstinent*,“ d. h. überhaupt oder nicht nur im Schreiben sondern auch im Sprechen, dass also die von Schleicher in Bezug auf das Böhmische und Altbulgarische ausgesprochene Grundregel über Doppelconsonanten im Slawischen überhaupt und seit jeher oder so gilt, wie es bereits Dobrovský und Šafařík an den auf S. 13 und 76 meiner Schrift wörtlich angeführten Stellen ihrer Werke lehren, „*etsi non ignorant*,“ heisst es bei mir auf S. 76, „*quin recentiora literarum slav. monumenta, praesertim cum pleraque, ut mox probaturus sum, magis secundum etymologiam quam enuntiationem scripta sint, geminatas consonantes in primis quoque et extremis vocabulis interdum habeant*.“ Den in dem durchgeschossen gedruckten Beisatze versprochenen Beweis führe ich wirklich auf S. 80 und 81. Heisst nun das alles nicht ungemein mehr als „nur erwähnen, dass noch jetzt die schreibung von doppelconsonanten im slawischen vereinzelt sei“? 2) Ich bringe auf derselben S. 76 und 77 eine bedeutende Menge Belege bei für die Richtigkeit des so vorangestellten Satzes: „*Non minus certa est ea linguarum nostrarum proprietas, quam pag. 22 probandam pronuntiavi statuens, Slavos etiam a consonantium ejusdem generis collisione summopere abhorrere*,“ d. i. vor solchen Consonantengruppen, deren Elemente „*sono admodum parum differunt inter se itaque ad geminatas consonantes proxime accedunt*,“ wie *zs, zš, sš* und andere. Ausserdem verschwieg H. L. ebenfalls gänzlich den Beweis, der sich aus dem Ende der auf S. 21 und 22 ziemlich erbittert geführten Kritik der Schleicher'schen Annahme von selbst oder daraus ergibt, dass diese nicht zu erklären vermag: „*quid fuerit causae, quod Slavi geminatas consonantes ex omni aetatum memoria summopere aversati sint et unde sint derivandae ceterae seu eae consonantium contiguarum mutationes, quarum origo ab horrore illo duci nequaquam possit*.“ Von meinem Standpunkte aus dagegen lässt sich auch diese Frage so beantworten, wie es oben (S. 60—64) des weiteren dargelegt wurde.

Die daselbst nachgewiesenen Widersprüche und Kunststücke meines jungen Gegners sind der Art, dass es ebenso vergeblich als unnütz wäre sich damit weiter abzugeben, wie es sich eigentlich mit dem von ihm als bekannt hingestellten Principe verhalte. Der Mühe werth ist es dagegen zu constatieren, dass H. L. an dem fehlerhaft mitgetheilten Grunde oder an der Frage: „*Qua enim — liberarentur?*“ ein übermässiges Wohlgefallen gehabt haben muss, da er sich dadurch oder allenfalls durch seine beispiellose Unparteilichkeit sogar zu zwei

beinahe handgreiflichen Plagiaten hinreissen liess und zwar auf S. 423. Dasselbst stellt er nämlich erstens eine Menge Vermuthungen über die zweifelhafte altbulg. Gruppe *pst* in *tepsti* nach der von S. 24 meiner Abhandlung stillschweigend entlehnten und benützten Hinweisung auf Miklosich's vergl. gramm. (III, 116) zur Schau aus. Zweitens aber kehrt er die mir entnommene Frage, ohne das eingestanden zu haben, gegen mich folgendermassen: „Was für wunderbare leute müssten nun die alten Bulgaren gewesen sein, wenn sie eine ihnen unbequeme consonantenverbindung erst schufen und dann durch elision wieder entfernten, indem sie aus *tepsti* nun wieder *testi* machten.“ Endlich darf es nicht verschwiegen werden, dass H. L. den in derselben Frage gegen Schleicher's Hypothese enthaltenen Grund auch wirklich unangefochten lässt, die Ausgeburth seiner unparteiischen Phantasie über die „vereinzelte schreibung von doppelconsonanten im slawischen“ dagegen auf S. 437—439 so herzhaft bekämpft, dass es ihm kinderleicht ist sich endlich zu der folgenden Impertinenz gegen mich zu versteigen: „Und der mann, der mit einer so gedankenlosen oberflächlichkeit arbeitet, wagt es, leuten wie Schleicher und Miklosich vermeinte fehler in einem tone vorzuwerfen, als seien sie gegen ihn nur schulbuben.“

Wie es sich mit dieser Schulbüberei und mit alledem, was H. L. zu „langen und unglaublichen ausfällen“ gegen die beiden Slawisten zu potenzieren verstand, weiter verhalte, das habe ich bereits oben (S. 31 fg.) ins gehörige Licht zu stellen getrachtet. Dasselbst und deutlicher auf S. 19 und 20 hielt ich denselben vor, dass sie in Bezug auf Consonanten beinahe um ein halbes Jahrhundert zurück sind. Ich würde aber sonst den bekannten Spruch: „dum duo faciunt idem, non est idem“ kaum irgendwo bereitwilliger gelten lassen als gerade in diesem Falle und zwar ausser den an der zuerst berührten Stelle hervorgehobenen Gründen insbesondere auch desshalb, weil H. Miklosich dem Seligen in syntaktischen Dingen ungemein weit vorangeht und allem Anscheine nach Anstand nehmen würde, die Resultate der bisherigen Sprachforschung überhaupt und die auf dem Gebiete des Consonantismus errungenen insbesondere so „stillschweigend bei Seite zu legen,“ wie es nach S. 80 auch in der 2. Auflage des Schleicher'schen Compendiums wirklich geschieht. Darnach nimmt sich dasselbe vorzugsweise als eine der grellsten Parodien desjenigen objectiven Verfahrens, welches ich oben (S. 40) mit Schleicher's eigenen Worten schilderte, augenscheinlich aus, da darin, um nur noch einen der handgreiflichsten Belege dafür hervorzuheben, die

Resultate der bisherigen Forschung so sauber gleichmässig in das nach Hegel's Grundsätzen (vergl. oben S. 50) zusammengeschweisste und mit missverstandenen oder absichtlich verdrehten Phrasen der materialistischen Weltanschauung verbrämte System der Glottik gebracht sind, dass alle diejenigen, die darnach von andern unterrichtet oder sich selbst unterrichten werden, fest unter anderm auch daran glauben werden, dass man selbst die verkommensten und am wenigsten bearbeiteten Zweige des indoeuropäischen Sprachstammes wissenschaftlich beinahe ganz so genau erfasst habe wie die ihnen entgegengesetzten, z. B. das Altindische und Germanische einerseits, das Keltische und Umbrische andererseits. Man wende mir ja insbesondere das nicht ein, die Consonantengruppen seien für das besprochene Compendium gar nicht so wichtig, wie sie dagegen von mir geltend gemacht werden, da sie es offenbar und unstreitig wenigstens in dem Grade sind, wie z. B. die Infusorien für ein naturgeschichtliches Compendium. Würde aber ein solches selbst die wichtigsten Resultate der bisherigen Forschungen über Infusorien so ganz und gar ausser Acht lassen und trotzdem nur halbwegs so unbescheiden oder gelobhudelt auftreten wie das Schleicher'sche in Bezug auf Consonantengruppen, so brauchte es wahrlich um sein weiteres Schicksal eher bedauert als beneidet zu werden selbst auf die Gefahr hin, dass es ausser in Woronež¹⁾ noch sogar in Paris oder wo und wie immer übersetzt erscheinen sollte.

Die Franzosen scheinen indessen an der von M. Bréal selbst nach A. Kuhn²⁾ „mit ebenso viel eindringendem verständniss als grossem geschick ausgeführten“ Übersetzung der Bopp'schen vergleich. Grammatik genug haben zu wollen und sie thun auch nach meiner innigsten Überzeugung viel besser daran als die Russen trotz dem, dass diese aus ihrem Compendium namentlich auch die sogenannte indogermanische Ursprache und eine Unzahl derjenige Grundformen, die ich auf S. 9—12 meiner Schrift selbst vom Schleicher'schen

¹⁾ Wo dasselbe nach der oben (Note zur S. 44) angeführten Stelle der Beiträge zur vergl. sprachforschung russisch erschienen ist und von den daselbst erwähnten „Filologičeskija zapiski“ lieferungsweise geboten wurde. Ich kenne es aber in der Gestalt gar nicht und sehne mich auch nicht im geringsten darnach, da ich seit jeher die folgenden zwei Verse des Jaroslav in der Königinhofer Handschrift möglichst genau und allseitig zu befolgen trachte: „Mrzkost jest poroba hospodinu, hriech v porobu samochtiec dáti šiju“ (Výbor z literatury české. I, 49).

²⁾ Zeitschrift für vergl. sprachf. XVI, 315—318.

Standpunkte aus als grundlos nachwies und schliesslich gar auch „monstra horrenda“ nannte, lernen und darnach nicht nur ihre eigene Ursprache sondern auch eine Menge anderer sich leicht nachbilden können, insbesondere wenn ihnen dabei H. Leskien behilflich sein wollte. Dazu dürfte er jedoch auch durch das schwerste Geld kaum zu bewegen sein, da er sich selbst vor den „monstra“ sicherlich schon ungemein mehr fürchtet, als man es insbesondere nach denjenigen Kämpfen, die er gegen die Hirngespinnste seiner eigenen ungebundenen und unparteiischen Phantasie nach alledem, was wir darüber bis jetzt beizubringen wussten, glor- und siegreich bestanden hatte, vermuthen könnte. Er bemüht sich nämlich auf S. 407—409 in vollem Ernste vor die „monstra“ auch andere und „Risum teneatis amici!“ sogar mich mitzuschleppen, indem er schreibt: „auf p. 12 erklärt Hattala, auch er brauche zuweilen jene monstra, nur mit dem Vorbehalt: er sei weit entfernt, den Leser überreden zu wollen, illas unquam prorsus ita, ut a me effictae sunt, in usu fuisse. Contra extremum, quod hac ratione postulandum mihi videtur, in eo consistit, ut concedatur, formas vocum superstites aut vigentes duntaxat eatenus rite reductas esse ad pristinas, quatenus de illis agitur. Vortrefflich, aber wo steht denn geschrieben, dass Schleicher je etwas anderes für seine erschlossenen Formen verlangt hat? Wenn man z. b. sagt, vom altbulg. *sedq* sei die Grundform *sandāmi*, hat man damit etwa behauptet, die Indogermanen hätten vor der Völkertrennung in ihrer Sprache das Wort *sandāmi* gehabt?“

Da möchte ich nun vor allem andern fragen: warum und nach welcher Logik springt denn H. L. in diesem Beispiele, das doch gewiss die alten Bulgaren angeht, zu den Indogermanen über? Ich meine nur deshalb, um den colossalen Unterschied, welcher in dieser Beziehung zwischen mir und Schleicher obwaltet, zu verwischen. Das geht aber gar nicht an, ohne sich selbst oder andere zu täuschen. Denn der Selige hätte darauf sogar geschworen, dass, um bei demselben Beispiele zu bleiben, *sandāmi* aus *sedq* seiner ganzen Gestalt nach oder allen seinen Lauten nach richtig erschlossen und bei den Bulgaren einst ebenso auch üblich gewesen sei und dass man auf dieselbe Weise nicht nur die einzelnen indoeuropäischen Ursprachen sondern auch ihre Urmutter herzustellen vermag und verhalten sei. Sonst hätte er sich ja z. B. kaum unterstanden erstens die kais. Akademie zu St. Petersburg mit seinen Ursprachen so zu behelligen, wie es bereits oben (S. 13—24) des weiteren dargelegt ist, zweitens „eine fabel in indogermanischer Ursprache“ zu bilden

und zum besten zu geben, ¹⁾ drittens endlich auch in der 2. Auflage seines Compendiums nicht nur die sogenannte indogermanische Ursprache sondern auch eine Unzahl von allerlei Grundformen darzubieten. Mir dagegen ist ein solches Verfahren seit jeher und namentlich in Bezug auf Schleicher ungemein zuwider. Der Hauptgrund davon steht auf S. 9 und 10 oder dort, wo die Grundformen desselben auch „monstra horrenda“ genannt werden. Den hat aber H. L. ebenso „stillschweigend bei Seite gelegt“ wie die Beispiele, durch welche ich auf S. 12 die von ihm angeführte Stelle ins gehörige Licht zu stellen trachte, indem ich gleich darauf so schreibe: „Restitutis v. c. pbulg. vocabulis *netij* et *sedm̃* in *neptij* et *sebdm̃* aut *septm̃*, nihil amplius praestolor, quam ut concedatur, vocibus illis labialem *p* aut *b* olim reapse propriam fuisse ²⁾ eamque simpliciter seu missis ambagibus, quibus Schleicher hac in causa, ut mox patebit, ³⁾ nimio-pere delectatur, elisam esse. Quomodo autem eodem tempore simul cum *pt* aut *bd* reliqua vocum earum elementa sonuerint, suave esset illud quidem et mirabile auditu, sed ita lubricum est explicatu, ut adhuc malim ignorantiam fateri, quam scientiam Schleicheri de his et similibus rebus ostentare.“

„Dies ist, möge es nun meinem jüngsten Gegner nachsagen, wer da wolle, so klar, dass es bei demselben sicher nicht mangel an scharfsinn war, wenn (oder richtiger: dass) er die wahrheit nicht erkannte.“ Meinerseits füge ich nur noch das folgende hinzu: 1) Das für die Quintessenz der Schleicher'schen Glottik, Bildung von Ursprachen und Grundformen, von H. L. angeführte Fick'sche „Wörterbuch der indogermanischen Grundsprache in ihrem Bestande vor der Völkertrennung“ hatte bereits der hoffnungsvolle Syntaktiker, H. Delbrück, so angezeigt, ⁴⁾ dass es überflüssig wäre hier auch nur ein

¹⁾ Beiträge zur vergl. sprachf. V, 206—208: also in demselben Hefte derselben, wo auch der oben (S. 56 und 59) angeführte und verwerthete, überaus bedeutsame Ausspruch seines Mitarbeiters, H. Ebel, über die Wichtigkeit der Syntax zu lesen ist!

²⁾ „Postulatum hoc nequaquam esse leve“ bemerke ich dazu unter Nro 25 und beweise sowohl das als auch die unmittelbare Ausstossung des *p* oder *b* an den goth. *nithjis* und *sibun*, wie es bereits auch oben (S. 76) gegen den Seligen verwerthet wurde.

³⁾ Das bezieht sich hauptsächlich auf S. 21 und 22, die ebenfalls schon (S. 81 bis 84) besprochen wurde.

⁴⁾ Zeitschrift für vergl. sprachf. 1868. XVIII, 73—78. Diese Thatsache passte gleich der in der Note 2 zur S. 74 constatierten dem angehenden Glottiker

Wort weiter darüber zu verlieren. 2) Dieselbe Quintessenz der Glottik ist nur eine geist- und rücksichtslose Nachahmung desjenigen Verfahrens, welches die Anwendung eines der Cuvier'schen Grundsätze auf dem Gebiete der Palaeontologie so arg übertreibt, dass sich dagegen Stimmen selbst aus dem Lager materialistisch gesinnter und hervorragender Fachmänner deutlich und häufig vernehmen lassen. Der bereits früher (Note 1 zur S. 71) citierte C. Vogt z. B. bespricht den Grundsatz¹⁾ unter dem Namen „der Correlation der Charaktere“ folgendermassen: „Cuvier behauptete nämlich, die einzelnen Charaktere der Thiere bedingen sich wechselseitig in der Art, dass man aus dem Vorhandensein des einen derselben auf die übrigen schliessen könne. Eine gewisse Form der Zähne z. B. sollte, nach Cuvier, auch eine bestimmte Anordnung der Gliedmaassen des Rumpfes, des Schädels u. s. w. bedingen. Auf diesen Grundsatz gestützt, wagte Cuvier Conjecturen über Thiere, von welchen nur einzelne Bruchstücke bekannt waren. Der Grundsatz an sich ist unläugbar vollkommen richtig. Ein reissendes Thier z. B., das seine Beute mit den Tatzen packen soll, wird niemals ganze oder einfach gespaltene Hufe besitzen. In der speciellen Anwendung aber erleidet dieser Grundsatz deshalb manche Ausnahmen, weil die speciellen Gruppen, die man bis jetzt aufgestellt hat, häufig durchaus nicht mit der Natur übereinstimmen, und deshalb Verbindungen von Charakteren existiren können, welche ausserhalb des Bereiches der jetzt bekannten Verbindungen fallen. Übrigens erkannte Cuvier dies sehr wohl und wandte seinen Grundsatz nur sehr sparsam und in wenigen Fällen an, so dass der Missbrauch, den einige seiner Nachfolger trieben, ihm sicherlich nicht zur Last gelegt werden kann.“ Diese Pygmaeen von Palaeontologen schildern uns nämlich ganze Reihen der fossilen Thiere und Pflanzen so fabelhaft genau, als wenn unter andern auch Fr. Rolle, einer der begabtesten und herzlichsten Verehrer und Nachfolger Darwin's, auf die allererbärmlichste Weise gefaselt hätte, indem er²⁾ die bisherigen Resultate der einschlägigen Forschungen kurz dahin zusammenfasste,

auch nicht, also wurde sie verschwiegen. Denn dass ihm dieselbe erst nach Beendigung seines Beitrages zur Kenntniss gekommen wäre, das „credat judaeus Apella!“

¹⁾ Lehrbuch der Geologie und Petrefactenkunde. Braunschweig 1854 oder 2. Aufl. II, 604.

²⁾ Ch^s Darwin's Lehre von der Entstehung der Arten im Pflanzen- und Thierreich in ihrer Anwendung auf die Schöpfungsgeschichte. Frankfurt a. M. 1863. S. 210—215.

dass „unsere Kenntniz der urweltlichen Pflanzen- und Thierformen weder eine vollkommene sei, noch überhaupt je werden könne. Wir müssen uns, fügt er noch hinzu, begnügen, darin von Tag zu Tag und Jahr zu Jahr nach Ausdehnung und Tiefe zuzunehmen, aber wir werden in beiden Richtungen nie dieselben Grade v n Sicherheit wie über unsere heute lebenden Pflanzen und Thiere gewinnen. Bleibt die Kenntniz der lebenden Welt schon hin und wieder unvollkommen, so musz es die ihrer urweltlichen Vorläufer in noch höherem Grade bleiben.“ Noch um vieles ungünstiger verhält sich das nach meiner Ansicht mit den Sprachen und zwar hauptsächlich desshalb, weil in ihnen auch psychische Momente seit jeher und überaus mächtig wirksam sind, wie ich es bereits in der Einleitung zu meiner kroatisch-serb. Abhandlung¹⁾ kurz nachgewiesen habe. Eingehender befasse ich mich damit in meinem neuesten Aufsätze „über das Verhältniss der Sprachforschung zur Naturgeschichte,“ der vielleicht in den nächsten Heften des Časopis musea král. čes. erscheinen wird. Es versteht sich schon leicht von selbst, dass die Spitze auch dieser Abhandlung vorzugsweise gegen den Seligen gekehrt ist. Auch die Berechtigung dazu glaube ich bisher so dargelegt zu haben, dass es hinsichtlich der seiner Glottik hier vorgeworfenen Geist- und Rücksichtslosigkeit genügen dürfte namentlich auf die Note zur S. 41 hinzuweisen und hervorzuheben, dass die Glottik bei der besprochenen Nachahmung nicht einmal auf ihre eigenen Grundsätze Rücksicht nahm. „Eine Sprache kann nicht nachgemacht werden, so wenig als ein Naturorganismus,“ predigte sie an der auf S. 26 angeführten Stelle und verlegte sich trotzdem namentlich auf Herstellung von Ursprachen und Grundformen, je nachdem eben das eine oder das andere passte. Dieselbe war sogar so kühn ihre Hauptbeschäftigung der palaeontologischen gegenüber als kinderleicht darzustellen, z. B. in der merkwürdigen Antwort²⁾ auf diejenige Frage, welche sie sich selbst folgendermassen stellte: „Wer gibt euch Sprachforschern das Recht euere aus den vorliegenden Sprachformen erschlossenen Grundsprachen und Ursprachen für Wirklichkeiten auszugeben und eure Sippenstammbäume für mehr zu halten, als für blosse Phantasiegebilde?“ Und ihr heldenmüthiger Vertheidiger von

¹⁾ Rad jugoslavenske Akademije. IV, 111–113 und 115–120, wo unter andern auch der auf 47₁₂₉ meiner lat. Schrift stehende, überaus wichtige Ausspruch Diefenbach's erklärend wiederholt wird.

²⁾ Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft. S. 16 fg.

H. Leskien's Bedeutung konnte es doch nicht lassen mich auch so zu fragen, wie es am Ende des vorletzten Absatzes zu lesen ist!

Übrigens möge man darüber denken, was und wie man wolle, nur Wunder sollte es, meine ich, Niemanden nehmen. H. L. nahm sich nämlich der Glottik öfter auch noch rühmlicher, z. B. dadurch an, dass er über einen ihrer ärgsten Jugendstreiche den Mantel der Verschwiegenheit bereitwilligst ausbreitete. Ich würde ebenso sogar noch um einen Überzug dafür gesorgt haben, wenn H. L. andererseits nicht so übermüthig gewesen wäre meiner Erbitterung gegen den Seligen rein persönliche oder gar nationale Motive zu unter-schieben. Darum möge man mir gefälligst auch das Folgende noch zu gute halten und vor allem 16₃₄ meiner Schrift oder die daselbst angeführte S. 69 der Formenlehre der kirchenslaw. sprache nach-schlagen. Darnach war die erst im Werden begriffene Glottik schon so artig, dass sie keinen Augenblick zögerte sogar den Begründer der vergleichenden Sprachforschung und gewissermassen ihren gei-stigen Vater, Fr. Bopp, ¹⁾ als einen Betrüger oder Charlatan zu schmähen, indem sie ihm höchst ungerecht und unwürdig vorwarf, er „benütze zufällige übereinstimmungen in flexionsendungen und ver-berge die oft gänzliche verschiedenheit der betreffenden wurzeln, offenbar um durch die völlige übereinstimmung des ganzen wortes die discrepanz des anlauts als zufällig erscheinen zu lassen.“ Die Glottik meinte also dazumal ernstlich, in der Literatur, wie in den Wäldern der nordamerikanischen Wilden, seien die Väter von den Söhnen todtzuschlagen, sobald sie alt und schwach geworden; oder aber war sie entschlossen das Beispiel der beiden Schlegel nachzu-ahmen, die, wenn Heine ¹⁾ Recht hat, „Berühmtheit überhaupt nur durch die damals unerhörte, durch sie zur Mode gewordene Keckheit erlangten, womit sie die vorhandenen literarischen Autoritäten an-griffen. Sie rissen nach demselben als junge Heimathlose, die nichts zu verlieren hatten, Lorberkränze von den alten Perücken und er-regten bei dieser Gelegenheit viel Puderstaub. Ihr Ruhm war eine natürliche Tochter des — Skandals und der Emporkömmlingssucht.“ Etwa nach einem Jahre erschien wohl diese Impertinenz auch der Glottik selbst so empörend, dass sie sich sogar zu einer Abbitte herab-liess, wie es von mir in derselben Note nachgewiesen ist, von H. L.

¹⁾ Vergl. darüber insbesondere S. 16 der bereits öfters rühmlichst erwähnten und einigermassen auch in Schutz genommenen akad. Festrede von L. Lange.

²⁾ Conversations-Saal und Geister-Revue. S. 321.

aber trotz alledem die ganze Note auf S. 429 sogar einfach als höchst unanständig bezeichnet wird (vergl. oben S. 33).

Gegen andere mitunter auch hervorragendere Landsleute dagegen blieb die Glottik unläugbar über alle Gebühr rücksichtslos. Ich meine hier namentlich H. Pott, da ich ihm nicht nur an der eben vertheidigten Stelle meiner Schrift sondern auch sonst vor Bopp unbedenklich den Vorzug gebe, und füge zu dem hier darüber Beigebrachten nur noch die Thatsache hinzu, dass derselbe sogar „das ganze factum der ursprache leugnet,“ wie es unter anderm auch von seinem bereits hinlänglich charakterisierten Bekämpfer, Joh. Schmidt bezeugt wird (Beiträge V, 462). In Bezug auf J. Grimm verweise ich meine unparteiischen Leser einfach insbesondere auf S. 80 dieser Replik. S. 70 derselben aber verglichen mit 54₁₄₅ der vertheidigten Schrift weisen das Unrecht, welches sich die Glottik gegen Rudolf von Raumer zu Schulden kommen liess, hinlänglich nach.

Diese drei Beziehungen legte nun H. L. ganz und gar „stillschweigend bei Seite“ und doch soll es wahr sein, der Selige habe „das slawenthum keineswegs von oben herab behandelt als ein abgelebtes element,“ wie es ihm in der oben (S. 37 – 39) mitgetheilten und gewürdigten Stelle der Petersburger Zeitung vorgehalten worden sein soll. Wenn dem anonymen Verfasser derselben oder wem immer sonst gefallen sollte die von H. L. auf S. 404 dagegen vorgebrachten zwei Gründe zu widerlegen, so wird es ihm namentlich mit Rücksicht auf diese Replik kinderleicht gelingen. Nach S. 13 derselben wird man den Grund der „schriftstellerischen thätigkeit Schleicher's im böhmischen und russischen“ in den daselbst bezeugten „drückenden Sorgen und Entbehrungen“ um vieles leichter und sicherer finden als in dem von H. L. geltend gemachten „cultureinflusse.“ Zweitens dieselbe Replik lässt keinen ihrer unbefangenen Leser daran zweifeln, dass die Theorie des Seligen mit seiner Praxis selbst hinsichtlich der wichtigsten Dinge nicht immer im Einklange stand, und man wird darnach leicht ermessen können, wie weit her es mit den von H. L. zuerst verwertheten Aussprüchen Schleicher's vom J. 1850 oder als Privatdocenten in Bonn „über alterthümlichen Formenreichthum, Frische des Lebens und dergl. im Slawischen“ sei.

Eine unbestreitbare Thatsache ist es ferner, dass Schleicher einem der prächtigsten Denkmäler unserer ehemaligen Cultur und allem, was sich darauf bezieht, nicht einmal die gewöhnlichste Gerechtigkeit widerfahren liess. Ich meine die Königinhofer Handschrift,

über welche er sich ¹⁾ im J. 1861 bei der Besprechung des Miklosich'schen Aufsatzes über „Die Bildung der slavischen Personennamen“ wörtlich so äusserte: „Eine im jetzigen augenblicke höchst bedeutsame notiz bildet den schluss des werkes. Hier heisst es im nachtrage: „Unter den durch r vermittelten ableitungen ist lubor zu streichen. Unter boj ist záboj č., unter ljud ist ludiše č. als nicht hinlänglich verbürgt zu tilgen.“ *Lubor, Záboj, Ludiše* sind aber namen aus der königinhofer handschrift. Demnach hält auch Miklosich dieses manuscript nunmehr für unecht. Dies ist für den Böhmen von derselben bedeutung, als wenn unsere nibelungendichtung für unecht erklärt würde. Auch referent benutzte früher in einzelnen arbeiten die texte jener handschrift, denn welcher ehrliche mann käme auf den gedanken solch grossartiger fälschung; er gesteht jedoch nach erneuerter lesung einzelner stücke jetzt ebenfalls im hohen grade an der echtheit der königinhofer handschrift zweifeln zu müssen. Eine entscheidung ist nur von denen zu erwarten, welche im stande und in der lage sind, das manuscript selbst aufs genaueste untersuchen zu können. Doch lassen wir diese in der neueren zeit so lebhaft erörterte frage, es ist im höchsten grade traurig, dass sie aufgeworfen werden musste.“

Auf 60₁₅₈ meiner Schrift habe ich H. Miklosich desswegen aufgefordert, „ut tandem aliquando reddat rationes suspicionis, in quam carmina illa abhinc quinque annos vocavit, aut eam irritam esse jubeat.“ Obgleich er es insbesondere auch im Ritterthum sonst weiter gebracht hatte als meine Wenigkeit, so war er doch bis auf den heutigen Tag nicht so ritterlich den von mir hingeworfenen Handschuh aufzunehmen. Ich achte ihn dessen ungeachtet auch heute noch so, dass es mir billig erscheint meine Herausforderung hiermit einfach zu wiederholen und ebenso alle diejenigen, welche sein Benehmen in dieser Hinsicht gern ergründen möchten, auf die besprochene und andere polemischen Stellen der hier vertheidigten Schrift und der unten nahmhaft gemachten Apologien hinzuweisen.

Den Seligen dagegen habe ich seit jeher so geringgeschätzt, wie es auch nach S. 31 bis 34 dieser Replik leicht zu ermessen sein dürfte. Ich habe mich daher auch an der früher a. S. damit begnügt ihm mit Phaedrus zu zurufen: „Verbis jactans gloriam, ignotos fallit, notis est derisui.“ Denn Schleicher brauchte erstens die besprochene Handschrift zur Wahrung seiner literarischen Reputation

¹⁾ Beiträge zur vergl. sprachf. II, 480—482.

gar nicht mit zu verdächtigen, da dieselbe auch Miklosich in seinen früheren Arbeiten benutzt hatte und die dabei kund gegebenen grammatischen Scrupeln von mir öfters, am eingehendsten in der oben (S. 60) erwähnten böhm. Apologie als grundlos dargethan wurden. Am Schlusse der deutschen ¹⁾ „Das Libuša's-Gericht vom poetischen Standpunkte“ aus betrachtenden aber glaube ich jedem Umbefangenen auch die Überzeugung hinlänglich nahe gelegt zu haben, dass die Königinhofer Handschrift insbesondere nicht nur „für den Böhmen“ sondern für jeden Slawen und Menschenfreund überhaupt wenigstens in einer Hinsicht sogar von grösserer „Bedeutung“ sein sollte als die „Nibelungendichtung.“ Jene lässt nämlich an Humanität auch nicht das Geringste zu wünschen übrig. Diese dagegen besingt im 36 Abenteuer das Bluttrinken so, dass sie gerade desshalb z. B. von Hegel sogar um vieles härter beurtheilt wird, als dass ich es billigen könnte. Endlich nahm ich mich derselben Handschrift auch in dem auf 66₁₇₅ der vertheidigten Schrift angeführten Aufsätze an. Dasselbe geschah bis zum J. 1861 auch von vielen anderen selbst deutschen Forschern. ²⁾

Wäre nun der Selige von jener „instinctiven Kraft des Gemeingeistes,“ die in dem oben (S. 39 und 40) citierten Zeugnisse von Waitz näher bezeichnet ist, nicht beseelt gewesen, so hätte er sich wohl an der besprochenen Stelle der Beiträge entweder mit seiner früheren Ansicht über die Königinhofer Handschrift begnügt oder dieselbe noch objectiver, etwa so gefasst, wie es nach ihm z. B. von Max Müller ³⁾ geschehen ist. Auch das stand ihm allerdings „frei, ob er die Handschrift zu sprachwissenschaftlichen Untersuchungen verwenden wolle oder nicht.“ Diese Freiheit brauchte also für ihn H. L. (S. 435) namentlich von mir gar nicht in Anspruch zu nehmen, da sich so was unter den obwaltenden Umständen von selbst versteht. Schleicher ging aber an der besprochenen Stelle augenscheinlich bloss auf seine Auctorität hin um vieles weiter und sein Vertheidiger nimmt darauf ebenso wie auf 66₁₇₅ meiner Schrift keine Rücksicht.

Auf S. 429 und 430 geht wieder H. L. ungemein weiter und zwar desswegen, weil ich auf S. 43 den Muth hatte seinem Meister

¹⁾ Welche in der eingegangenen „Prager Morgenpost“ 1858, Nro 317, 318, 325, 335 und 1859, Nro 8 und 9 erschienen ist und von Jos. Bayer daselbst (Nro 15, 16 und 21) würdevoll bekämpft, andererseits aber sehr gründlich unterstützt wird.

²⁾ Die Echtheit der Königinhofer Handschrift. Kritisch nachgewiesen von Jos. und Herm. Jireček. Prag 1862. S. IV–VII.

³⁾ Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Leipzig 1866. 2 Aufl. I, 170, 171 und 376 nach S. 77 der „Deutschen Sprache von Schleicher.“

das siebente Gebot Gottes hinsichtlich meiner eigenen Lehre über den Hiat freilich sehr kaustisch ins Gedächtniss zu rufen. Auf 54+¹⁴⁵ führe ich wieder den unumstösslichsten Beweis dafür, dass sich derselbe die Lehre, das altbulg. *vātorā* und *vā* seien dem sanskr. *antaras* und *an* gleichzusetzen, von den dort erwähnten anonymen Kritikern Miklosich's so begierig angeeignet hatte, „ut auctorum ne ita quidem unquam mentionem faceret, ut id a Miklosichio factum esse constat,“ obwohl dieselbe Lehre geradezu gegen diesen und zwar äusserst schonungslos geltend gemacht wurde. Die Glottik verschmähte es also nicht sich, um es mit Waitz zu sagen, auch „das auf fremdem Stamme gewachsene Gleichartige stillschweigend zu assimiliren.“ Ihr neuester Vertheidiger aber, statt sich dessen entsprechend zu schämen, hat noch den Muth nicht nur die letztere Thatsache ganz und gar zu ignorieren sondern auch die erstere bedeutend zu entstellen und mir dann „auf deutsch zu sagen, dass es unverschämt sei in dieser Weise aufzutreten.“ Meiner Ansicht nach aber heisst das keineswegs „auf deutsch“ reden, da man so was oder auch noch ärgeres in aller Herren Ländern von allerlei Industrierittern zu hören bekommt, wenn man den Muth und die Zeit hat für sein Eigenthum energisch aufzutreten.

Auch solcher Streiche bediente sich also der angehende Glottiker, um endlich (S. 444) sagen zu können: „wenn herr Hattala nicht andre proben seines geschickes in der behandlung der lautlehre gibt, so wird er vergebens den anspruch gemacht haben, von den slavischen consonanten mehr zu wissen als seine vorgänger, unter ihnen Schleicher und Miklosich.“ Wer glauben will, kann freilich glauben. Ich hege aber die zuversichtlichste Hoffnung, dass es selbst unter den Deutschen genug Männer giebt, die namentlich von nun an über mich ganz anders urtheilen werden, wenn sie auch Anstand nehmen sollten auf den Leskien'schen Beitrag den Schluss der oben gerügten Auslassung Schleicher's gegen Bopp zu beziehen. „Dergleichen kunststückchen, heisst es dort, laufen der ere der wissenschaft zuwider und geben einem buche den anschein, als ob es für kritiklose laien geschrieben sei; denn nur solche können durch dergleichen hocus-pocus vielleicht geblendet werden.“

Nach den Sitzungsberichten der kön. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften (1868. II, 41 und 42) hätte diese Replik in dem nächsten Bande der Abhandlungen der löbl. Gesellschaft also erst zu Ende dieses Jahres erscheinen sollen. Da aber die gegenwärtige Herausgabe derselben natürlich zu wünschen und möglich war, so zog ich sie jener im Einverständnisse mit der löbl. Gesellschaft vor.

INHALT.

	Seite
Einleitung. Schleicher's Verdienste	1
H. Leskien's Werke. Seine Apologie Schleicher's	2
Mein und Schleicher's polemischer Standpunkt. Pott und Joh. Schmidt	3
Schleicher's Subjectivität und Widersprüche vorzüglich in Betreff des Litauischen	4
Schleicher's Liberalismus überhaupt und gegen Russland insbesondere	11
Schleicher in Deutschland hintangesetzt, von der St. Petersburger Aka- demie namentlich als Bildner von Ursprachen zu liberal gefördert .	13
Kläglicher Zustand der russischen Lexicographie	21
Schleicher als Mensch, Kritiker und Bildner von Schriftsprachen und der böhmischen insbesondere	24
Von H. Leskien wird theils verkannt theils entstellt und verschwiegen unter anderm:	
1) mein polemisches Verhalten gegen Schleicher im Vergleich mit Miklosich	31
2) die Ursachen meiner Erbitterung gegen Schleicher	34
3) die von Waitz bezeugte Parteilichkeit in Deutschland	39
4) der materialistische Standpunkt Schleicher's	40
5) die Opposition Steinthal's gegen Schleicher	50
6) die namentlich von W. von Humboldt und Pott dargelegte Wichtigkeit der Syntax	54
7) die syntaktische Grundlage meiner Schrift	60
8) mein Verhältniss zu Böhlingk.	62
9) das Wesen meiner Lehre über die altbulg. Consonantengruppen	64
10) die syntaktischen Blößen Schleicher's und G. Curtius	69
11) meine Ansicht über die Wurzeln	75
12) Schleicher's Lehre über die Steigerung des <i>y</i> und <i>b</i> , den Aorist, die mittelhochdeutschen Vocale, altbulgarische Quantität und Doppelconsonanten im Slawischen	76
13) die Vernachlässigung der Consonantengruppen bei Schleicher .	79
14) meine Gründe gegen Schleicher's Assimilation	82
15) meine und Schleicher's Ansicht über die sogenannten Grund- formen und Ursprachen	85
16) Schleicher's Rücksichtslosigkeit gegen Bopp, Pott, J. Grimm und Rudolf von Raumer	90
17) Schleicher's und Miklosich's Verdächtigung der Königinhofer Handschrift	91
H. Leskien's und Schleicher's Plagiate 83 und	93
Schluss	94

Berichtigung.

S. 44, Z. 4 von oben liess: wortanlaute statt wortlaute; S. 54, Z. 12
von oben: Vorwürfen st. Vorwürfe; S. 78, Z. 10 von oben: diese st. dies.

INHALT.

1	Einleitung: Schleier's Verdienste
2	H. Leskien's Werke: Seine Apologie Schleier's
3	Mein und Schleier's polemischer Standpunkt: Pott und Joh. Schmidt
4	Schleier's Subjectivität und Widerspruch: vorzüglich in Bezug auf das
5	Grammatische
6	Schleier's Fälschungen: überhaupt und gegen Harnisch insonderheit
7	Schleier in Deutschlands literarischer Welt: von der St. Petersburg'schen Ab-
8	nahme namentlich als Bildner von Sprachen zu liberaler Reform
9	Kritischer Zustand der russischen Lexicographie
10	Schleier als Mensch: Kritiker und Bildner von Schriftsprachen und
11	der baltischen insonderheit
12	Von H. Leskien wird nicht mehr als einseitig beurtheilt und verschwiegen
13	unter andern:
14	1) mein polemisches Verhalten gegen Schleier im Vergleich mit
15	Miklosich
16	2) die Ursachen meiner Entfernung gegen Schleier
17	3) die von W. die besetzte Parität in Deutschland
18	4) der methodische Standpunkt Schleier's
19	5) die Opposition: namentlich gegen Schleier
20	6) die namentlich von W. von Humboldt und Pott dargelegte
21	Wichtigkeit der Syntax
22	7) die Kritik der Grammatik meiner Schrift
23	8) meine Verhältnisse zu Miklosich
24	9) das Wesen meiner Kritik: über die Abtheilung Consonantengruppen
25	10) die syntaktischen Hülfs-Schleier's und G. Curtius
26	11) meine Ansicht über die Wurzeln
27	12) Schleier's Lehre über die Steigerung des γ und α den Fort-
28	schritt der antithetischen Verbal- und Nominalbildung
29	13) Doppelconsonanten im Slavischen
30	14) die Veranschaulichung der Consonantengruppen bei Schleier
31	15) meine Gründe gegen Schleier's Assimilation
32	16) meine und Schleier's Ansicht über die sogenannten Grund-
33	formen und Sprachen
34	17) Schleier's Rückständigkeit gegen Bopp, Pott, J. Grimm
35	und Rudolf von Hammer
36	18) Schleier's und Miklosich's Verhättnisse der Königlichen
37	Bibliothek
38	H. Leskien's und Schleier's Plagiate
39	Schluss
40	von oben: Vorwörter 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. von oben diese
41	von oben: Vorwörter 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. von oben diese

Von demselben Verfasser sind folgende Werke und grössere wissenschaftliche Aufsätze erschienen:

Grammatica linguae slovenicae, collatae cum proxime cognata bohemica. Schemnicii 1850. 8^o S. XX und 180. Vergriffen.

Zvukosloví jazyka staro- i novočeského a slovenského. Prag 1854. 8^o S. VIII und 112. 80 kr. ö. W.

Srovnávací mluvnice jazyka českého a slovenského. Prag 1857. 8^o S. XXII und 336. 1 fl. 28 kr. ö. W.

Slovo o polku Igorevě. Prag 1858. 8^o S. VIII und 48. 30 kr. ö. W.

Mluvnice jazyka slovenského. Pesth 1864. W. Lauffer. 8^o S. VI und 268. 1 fl. 50 kr.

Posouzení Fr. Lad. Čelakovského „Čtení o srovnávací mluvnici slovanské.“ Im Časopis čes. Musea. V Praze 1854. 8^o S. 103—142.

O ablativě ve slovančině a litvančině. Im Časopis mus. 1857, S. 227—251, 564—581 und 1858. S. 347—357, 519—533.

Obrana Libušina soudu ze stanoviska filologického. Im Čas. mus. 1858, S. 600—611; 1859, S. 326—347 und 1860, S. 59—82.

Das Libuša's-Gericht vom poetischen Standpunkte. In der Prager Morgenpost 1858, Nro 317, 318, 325, 335; 1859, Nro 8 und 9.

O enklitickém *ž* a *ť* co důkaze přesnosti rukopisu Zelenohorského a Kralodvorského. Im Čas. mus. 1860. S. 313—321.

Úvaha o Th. Buslajeva Opytě istoričeskoj grammatiki russkago jazyka. Moskva 1858. Im Čas. mus. 1862. S. 84—89, 133—160 und 323—344.

Výsledky historického jazykozpytu a mluvnice ruská. Im Čas. mus. 1864. S. 187—212 und 227—249.

O nosnih samoglasih u bugarštini u obće i napose u novoj. Im Književnik. Agram 1865. II, 414—421 und 461—476.

De contiguarum consonantium mutatione in linguis slaviciis. Ex Actis regiae scientiarum Societatis bohemicae. Series V, tomus XIV. Praegae 1865. 4^o S. 104. 2 fl.

Početne skupine suglasah hrvatskih i srbskih. Im Rad jugoslavenske Akademije. Agram 1868. 8^o IV, 104—175.

Bei **H. Carl J. Satow** ist erschienen:

A. L. Hickmanna

ČECHY

v obrazu plastickém.

(Reliefkarte von Böhmen.)

Českou úpravou opatřil **Jos. Erben**. — Cena 3 zl. r. č.

Hattala, Martin

August Schleicher und die slawischen Consonantengruppen ein Beitrag zur
neuesten Geschichte der indoeuropäischen Sprachforschung überhaupt und der
slawischen insbesondere

Prag 1869

L.rel. 534 t

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10588782-1